

BIBLIOTEKA KÓRNICKA

28170

Ob die Ehe
der
christlichen Geistlichkeit
ansteht,

Betrachtungen eines Objectivisten.

Von

Propst a. D. v. Choin̄ski

Licentiat der Theologie etc.

—o Selbstverlag des Verfassers. —o

In Commission

bei

J. K. Żupański, Posēn.

1892.

Dem

W a h r e n ,

soweit es erreichbar ist und dem Menschen

Segen bringt,

widmet

diese Arbeit

Der Verfasser.



28170

*

*

*

I.

Auf dem Concil von Konstanz (1414--1418) war Kaiser Sigismund bestrebt, die leitenden kirchlichen Organe zu veranlassen, „dem bestehenden grossen Uebel auf dem Gebiete der Sittenreinheit der Geistlichkeit“ durch Aufhebung des Coelibats abzuhelpen.

Das Scheitern dieser Bestrebungen schreiben die Meisten der Beredsamkeit Gersons, des Doctor christianissimus, Kanzler der Pariser Universität, zu.

Dies ist jedoch ein Irrthum.

Gerson hat seine diesbezüglichen Ideen in seinem Büchlein: „Dialogus Sophiae et Naturae super coelibatu sive castitate ecclesiarum“ (Unterredung der Weisheit und der Natur über das Coelibat oder die Keuschheit der Geistlichen) niedergelegt und überzeugt vielmehr vom Gegentheil des Beabsichtigten.

Es ist auch natürlich, dass die Weisheit, welche keine göttliche Tugend ist und im Boden der Natur wurzelt, wenschon sie mit der Krone gen Himmel ragt, die Natur in deren gewaltigstem Recht und Drang nicht verstummen machen und lähmen kann.

Keine Weisheitsgründe, keine Beredsamkeit der Welt werden je im Stande sein, das Coelibat der Geistlichkeit als unumstössliches Postulat hinzustellen.

Viel näher der Wahrheit befindet sich Gregor VII., wenn er an Robert, den Grafen von Flandern, schreibt: „Welch ein Verbrechen, in derselben Zeit den Körper

der Ausschweifungsdirne und den heiligen Leib Christi zu berühren!“

Das Richtige finden wir im Lichte der Worte Christi (Mat. X. 38) „und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nicht, der ist meiner nicht werth“, und des heiligen Paulus:

(Philipp. III. 8, 10) „denn ich achte alles für Schaden gegen die überschwängliche Erkenntniss Christi Jesu, meines Herrn, . . . zu erkennen ihn (Christum) und die Gemeinschaft seiner *Leiden*, dass ich seinem Tode ähnlich werde.“

(Galat. V. 24) „welche aber Christo angehören, *die kreuzigen ihr Fleisch mit den Lüsten und Begierden*“, und (2. Cor. IV. 10) wir tragen alle Zeit *das Sterben unseres Herrn Jesu an unserem Leibe*, auf dass auch das Leben Jesu in unserem Leibe offenbar werde.“

Der lebendige Glaube an die *Göttlichkeit des gekreuzigten Erlösers*, das von den Augen des Geistes nie verschwindende Bild des auf Golgatha am Kreuze sterbenden *Sohnes Gottes* ist allein im Stande, die Selbstverleugnung und Selbstüberwindung im Coelibat, in der Keuschheit zu ermöglichen.

„Der Sohn Gottes, wegen unserer Missethaten ans Kreuz geschlagen, stirbt, umringt von den furchtbarsten Schmerzen des Todes“, — „die Erde erhebt, die Felsen zerreißen, die Gräber thun sich auf und stehen auf viele Leiber der Heiligen, die da schliefen, — der Vorhang im Tempel zerreißt in zwei Stücke“, (Mat. XXVII. 51, 55).

Du hast den lebendigen Glauben, — nicht genug, — du fühlst in dir den Beruf, der Welt diesen Glauben als unabweisbare Bedingung des Seelenheils zu verkündigen, — die Welt zu ermahnen, dass sie „dem Tode des Erlösers ähnlich werde,“ und „dass diejenigen, die Christo angehören, ihr Fleisch mit seinen Gelüsten und Begierden kreuzigen,“ —

und so ist es nun deine Pflicht, sollst du anders nicht sein „ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle“ (1. Cor. XIII. 1), der erste „dein Kreuz auf dich zu nehmen und dem Herrn zu folgen;“

als Apostel Christi rufest du der Welt zu:

„thuet Busse, denn das Himmelreich ist nahe her-
beigekommen (Mat. X. 7), „das Wesen der Welt
vergehet, die Zeit ist kurz, und weiter ist die
„Meinung, dass diejenigen, die Weiber haben, dass
„sie seien, als hätten sie keine, — und die weinen,
„als weineten sie nicht, — und die sich freuen, als
„freueten sie sich nicht“ (1. Cor. VII. 30);

du willst der Gemeinde verkündigen, dass (1. Cor. VII. 32, 33) „wer ledig ist, der sorget, was dem Herrn angehöret, wie er dem Herrn gefalle, — wer aber freiet, der sorget, was der Welt angehöret, wie er dem Weibe gefalle“,

und so darf nun der Diener Christi sein *dem Herrn zugewendetes Herz* nicht durch Liebe des Weibes dem Kreuze des Erlösers abwendig machen und durch physische Lust entweihen lassen.

Der Verkündiger des Evangeliums Jesu des Gekreuzigten beansprucht die unermessliche Würde, Apostel *des göttlichen Sohnes* zu sein, —

er will unter diejenigen gezählt werden, die vom *Erlöser* als Licht der Welt, als Salz der Erde, als Fürsten der Auserkorenen den Fluchbeladenen gegenüber bezeichnet werden, —

wohlan mit Recht werden an den Jünger des Herrn die höchsten Anforderungen christlicher Vollkommenheit gestellt, —

Keuschheit und Armuth sind das natürliche Loos des Dieners Christi.

Es ist hier die Rede von der ganzen christlichen, und nicht speziell von der katholischen Kirche.

Methodisten, Independenten, Quäker, Hochkirchler, Presbyterianer, Puritaner, Dissenters, Lutheraner, Reformirte, Evangeliken, Orthodoxe oder Katholiken,

Prediger, Minister, Presbyter, Pastoren, Popen oder Priester, als Verkündiger des Evangeliums nach Auffassung der verschiedenen Glaubensgenossenschaften, — als „Diener Christi und Haushalter über Gottesgeheimnisse“ (1. Cor. IV. 1),

sobald sie den Glauben haben, dass der *Sohn Gottes* für unsere Sünden am Kreuze gestorben ist, — alle unterschiedslos sind gehalten, den Kampf aufzunehmen nicht nur gegen die Gelüste des Fleisches, sondern auch selbst gegen das höhere Begehren des Herzens nach den Freuden des ehelichen und Familienlebens,

sie sind alle durch die ergreifende Predigt, welche dem Kreuze entströmt, durch den erschütternden Ruf des Herrn „wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt, ist meiner nicht werth“, „wer nicht hasset seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, auch dazu sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein“ (Luc. XIV. 26), zur Selbstverleugnung in der Ehelosigkeit und Keuschheit verpflichtet.

Des Predigen des Kreuzes ohne Askese ist ein hohler Echoschall, und die Askese im ehelichen Leben ist eine Stimme ohne Klang, eine Rede ohne Sinn.

Der heilige Augustin schreibt (de Civ. Dei lib. XIV. cap. 16): „diese sexuelle Begierde erfasst nicht nur den Körper und erschüttert den ganzen Menschen, sondern zieht auch Geist und Gemüth in engste Mitleidenschaft derart, dass daraus eine Wollust, von den physischen die denkbar grösste, entsteht. Und zwar so, dass in dem Momente, wo die Lust ihren Höhepunkt erreicht, alle Schärfe des Geistes und gewissermassen das Selbstbewusstsein verloren geht.“

Es ist Nichts als Heuchelei oder Selbstbetrug, bei Pflege derartiger Lüste von Askese, Selbstverleugnung, würdiger Jüngerschaft Christi des Gekreuzigten, von höherem geistigen Leben zu sprechen.

Wie auf Verabredung wollen die Reformatoren des 16^{ten} Jahrhunderts für diesen Punkt kein Verständniss haben.

Behilflich hierin war ihnen freilich ihre Lehre von der Verdienstlosigkeit der Werkheiligkeit.

Ist es aber psychologisch erklärbar, wie ein trockener Satz einer abstrakten Glaubenslehre das Herzensbedürfniss, „das Sterben seines Herren Jesu an seinem eigenen Leibe zu tragen,“ „dem Tode Jesu ähnlich zu werden“ im Fanatiker vollends ertöden kann?

Liegt hierin unter anderen nicht ein neuer Beweis dafür, dass die Reformatoren wohl ein dogmatisches Religionssystem aufgebaut, darüber aber die Religion selbst als Herzens- und Gemüthspietät vernachlässigt haben?

Der schottische Reformator Knox fühlt für sich jenes Herzensbedürfniss und bleibt Coelibatär.

Er übertreibt auf dem Gebiete des subjektiven Glaubenseifers, und tritt der Königin Maria Stuart, die an ihrem Hofe den katholischen Gottesdienst einführt, nach Art des Propheten Elias gegenüber der Jesabel, entgegen, welche den sidonischen Baaldienst der wahren Gottesverehrung substituirt.

Der Philosoph lächelt mit Bedauern über diese Verirrung eines Fanatikers.

Knox lag jedoch als Märtyrer seiner Ueberzeugung zwei Jahre lang in Rouen in Eisen auf der Galeere, — im Glaubenseifer setzte er sich des öftern der Todesgefahr aus.

Für sich selbst strenger Asket, wusste er, dass er mit dem Coelibatsgesetze die Proselyten verscheucht haben würde.

Den meisten Anhang verschafft ja aller Revolution und Reformation die Gier nach Neuem und der Hass des Alten, zumal Letzteres eine schwere Last ist.

Jedenfalls ist Knox eine Achtung gebietende Persönlichkeit.

Aber mit Widerwillen und Empörung wendet man sein Antlitz vom beweideten Calvin, dem blutigen Fanatiker ab, der für sich selbst nach ehelichen Freuden, geschlechtlicher Lust greift, und für Andersgläubige Scheiterhaufen und Blutgerüste errichtet.

Hier ist nicht mehr bedauernswerthe Verirrung, — es ist ein mit allen Mitteln auszurottender, finsterer, blutiger, verbrecherischer Wahn.

Wie das Predigen des gekreuzigten Christus, so ist auch die Kreuzigung der eigenen fleischlichen Begierden „den Juden ein Aergerniss und den Ungläubigen eine „Thorheit“ (1. Cor. I. 23), — den Bekennern des Kreuzes aber muss sie eine heilige Weisheit sein, die höhere Vollkommenheit, der Quell aller Tugenden.

Sie ist es nämlich, welche dem Diener Gottes die Fittige giebt zum Flug auf die heiligen Höhen.

Wer sie pflegt, da ist natürlich in ihm die heilige Begeisterung, in welcher der Apostel Paulus ausruft (Röm. VIII. ff.):

„was will uns scheiden von der Liebe Gottes?
 „Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger
 „oder Blösse oder Fährlichkeit oder Schwert?
 „denn ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben,
 „weder Engel noch Fürstenthum noch Gewalt, —
 „weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder
 „Hohes noch Tiefes, noch keine andere Creatur mag
 „uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo
 „Jesu ist, unserem Herrn.“

Und wie bethätigt der Apostel diese Liebe?

(2. Cor. XI. 23 ff.) „ich habe mehr ge-

„arbeitet, ich habe mehr Schläge erlitten, ich bin öfter gefangen, oft in Todesnöthen gewesen.

„Von den Juden habe ich fünfmal empfangen vierzig Streiche weniger eins, — ich bin dreimal gestäubet, einmal gesteiniget, dreimal habe ich Schiffbruch erlitten, Tag und Nacht habe ich zugebracht in der Tiefe (des Meeres), — ich bin in Gefahr gewesen in Mühe und Arbeit in viel Wachen, in Hunger und Durst, in viel Fasten, in Frost und Blösse.“

Ein solcher Glaube, ein solcher Verkündiger des Evangeliums gebietet Hochachtung und Bewunderung selbst denen, welchen zwar die Gabe des Glaubens abgeht, welche aber durch reiches Wissen die menschliche Natur, die Geschieke und das Ziel des Menschengeschlechts zu kennen vermeinen.

Die katholische Kirche hält den idealen Priester *des göttlichen Erlösers* stets vor Augen.

Soll das hehre Beispiel des heiligen Paulus für die christliche Nachkommenschaft verloren gehen?

Ist jene Begeisterung für die Glorie Gottes und das Seelenheil der Menschen keine Tugend und ohne Einfluss auf die Veredelung des menschlichen Herzens?

Ist jenes heilige Feuer, in welchem Herz und Seele und Sinne des heiligen Apostels als Brandopfer hinschwinden, wohl möglich bei demjenigen, der sich auch Jünger Christi dünkt, aber von irdischer Liebe, der Geist und Sinne betäubenden geschlechtlichen Liebe, in Fesseln gehalten wird?

Montesquieu in seinem berühmten Werke „lettres persanes“ (117 lettre) hält die Keuschheit des katholischen Priesterthums für eine Tugend, die „keinen Nutzen bringt“ (une vertu, dont il ne résulte rien).

Aber lasst uns einen Vergleich machen:

Der Sohn des grossen „oldman“ von England Gladstone fühlt in sich „den Beruf“ Geistlicher zu werden;

Die Königin beeilt sich, dem Sohne des grossen Mannes ihre Bewunderung wegen des erwählten bescheidenen Berufes, „voller christlicher Demuth“ durch Dotirung mit einer sehr reichen Pfründe zum Ausdruck zu bringen.

Der junge Pfarrer, bewundert von Englands Grossen, richtet sein Haus sehr comfortable ein, und führt eine geliebte Gattin heim, — und nun beginnt die süsse Idylle eines Pfarrers der englischen Hochkirche mit sicherer Aussicht auf die Erzbischofsstelle von Canterbury, mit welcher die erste Peerschaft des Reiches verbunden ist.

Wie weit ist es nun von der Stellung eines solchen „Verkündigers des Kreuzes“ bis zum Berufe des heiligen Apostels Paulus, bis zu dessen grenzenloser Liebe zu Christus, bis zu dessen Leben, welches dem Tode des Herrn in allen Dingen ähnlich zu sein bestrebt war?

Nun aber fühlt der Sohn eines anderen, diesmal katholischen Grossen „den Beruf,“ Prediger des Kreuzes zu werden.

Er hört die Stimme des Herrn: „Willst Du mein Schüler sein, so nehme dein Kreuz auf dich, — willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast, und gieb es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir nach.“ (Mat. XIX. 21), — opferfreudig giebt er seine Güter zu Missionszwecken und milden Stiftungen weg, er selbst legt das Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams ab, widmet sich der Pflege des Kranken oder wird Missionär.

Freudig predigt er in weiten Erdtheilen unter tausend Gefahren, „in Gefahr unter den Mördern, in Gefahr in „der Wüste, in Gefahr auf dem Meere, in Mühe und „Arbeit, in viel Wachen, in Hunger und Durst, in Frost „und Blösse“ (2. Cor. XII. 26, 27) — weinend, aber nicht „ohne grosse Freude, weil er für würdig befunden worden, „um des Herrn willen Drangsal zu erleiden.“

Der Unterschied zwischen diesen beiden, zum geistlichen Stande „Berufenen“ entstammt dem Contraste zwischen Ehe und Keuschheit.

Darf wohl also die Keuschheit unnütz genannt werden?

Ein ganzes Heer von Tugenden ist in ihrem Gefolge;

Wer dieses Opfer gebracht hat, ohne es je zu bereuen, ohne darüber die innige Freude an des Lebens Schaffen und an der Schöpfung Schönheit und Erhabenheit zu verlieren, für den ist fortan kein Opfer zu schwer, wenn es gilt, dem Mitmenschen nützlich zu sein, Gottes Namen zu verherrlichen, — der vollbringt heroische Thaten mit Freude und Leichtigkeit.

Das mythische Alterthum hatte seine, dem Menschengeschlechte entstammende Halbgötter, Beschützer und Erretter des Volkes;

Sollte der Geist des Evangeliums, welcher die mächtigste aller Gewalten, den römischen Caesarismus mit seiner Götterwelt besiegt, und den civilisationsfähigeren Theil der Bewohner der Erdkugel mit sich fortgerissen hat, keine Heroen zu schaffen im Stande sein?

Ohne gelobte Keuschheit kein christliches, durch Werke der Liebe und Selbstverleugnung bethätigtes Heroenthum!

Nie wird geschlechtliche Liebe das Leben hingeben für das Heil der Mitmenschen.

Diese ist natürlich selbstsüchtig, sie thut Alles für sich, Nichts für Andere; im Familienleben beschränkt sie ihre Opferwilligkeit auf Frau und Kinder, einen Kreis also, den die Selbstsucht schafft.

Für Millionen ist das Kreuz nicht ein Zeichen ohne Bedeutung, — das Evangelium nicht ein todter Buchstabe; leider ist aber der Mensch zu wenig dazu angethan, sich selbst von den ergreifendsten Ideen summarisch und auf die Dauer in ein geistig höheres Wesen bewältigen und umschaffen zu lassen.

Um so nothwendiger erscheint es, dass die Auserkorenen, die „dem Kreuze Christi Geweihten“ eklektisch ihr Leben dem christlichen Ideale zum Opfer bringen.

Substrat jenes Ideals ist aber die Keuschheit.

Aber auch auf anderem Gebiete ist die Keuschheit nicht unnütz.

Nutzlos ist sie bei Thieren.

Nutzlos wäre sie auch bei Menschen, wenn die menschliche Natur durch des Geistes Witz und Schlaueit nicht allzu geneigt wäre, die Gelüste und Begierden des Fleisches weit hinter die Grenzen des Natürlichen zu treiben.

Die Wollust und Begierden des Menschen sind grenzenlos; — was ihnen einzig das Gleichgewicht halten kann, ist die dem Kreuze Christi entspringende Keuschheit, als Kreuzigung der wilden Begierde, als Kampf gegen die Lust des rebellen, blinden und den Geist verblendenden Fleisches.

„Monstrum horrendum, ingens, immane, cui lumen ademptum.“ Welche und wie viele Opfer hat dies Ungeheuer nicht schon verschlungen!

Um nur eines gekrönten Hauptes, Heinrichs VIII von England, zu gedenken, welcher von seinen sieben Gattinnen zwei, welche „er leidenschaftlich geliebt,“ und zwar Anna Boleyn nach drei-, Katharina Howard nach anderthalbjähriger Ehe — angeblich wegen Untreue — hinrichten liess.

Sind aber damit die blutigen Unthaten des Jacques l'Eventreur nicht in Verbindung zu setzen?

Mordlust nach der fleischlichen Lust?

Der Geschlechtstrieb ist der gewaltigste Drang der Natur, der monströs verbrecherische Nebengelüste mit sich verbinden kann, und ist dabei zugleich ein wahres Danaïdenfass, welches nach St. Peter Damiani unauf-

hörlich ruft: affer, affer (immer mehr, bring immer mehr), —

mit Recht pflegt und hegt die Kirche — ihm entgegen — die Lilie der Keuschheit, die allein mit dem Ungethüm den Kampf Davids mit Goliath aufzunehmen im Stande ist. Die Kirche folgt übrigens hierin dem Beispiel fast sämtlicher Religionen aller Zeiten.

Luther hält den Geschlechtstrieb geradezu für Naturnothwendigkeit, so dass „mit Ausnahme einiger weniger erhabener Geister, die zu den Wundern der Welt gehören“, aller menschlicher Widerstand erfolglos sei und nur ins Böse umkehre.

Er sagt (Predigt vom ehelichen Leben. 1522):

„aus dem Spruche „Wachset und mehret euch,“ sind „wir gewiss, dass Mann und Weib sollen und „müssen zusammen, dass sie sich mehrten. Darum „also wenig in meiner Macht steht, dass ich kein „Mannsbild sei, also wenig steht es auch bei mir, „dass ich ohne Weib sei.

„Denn es ist nicht eine frei Willkür oder Rath, „sondern ein nöthig, natürlich Ding, dass alles, was „Mann ist, muss ein Weib haben, und alles, was „Weib ist, muss einen Mann haben, nöthiger denn „essen und trinken und schlafen. Es ist eine eingepflanzte Natur und Art, ebenso als die Gliedmassen, die dazu gehören.

„Gleich wie Gott Niemand gebeut, dass er sei „Mann oder Weib, sondern schaffet, dass sie so „müssen sein, also gebeut er nicht, sich zu mehrten, „sondern schaffet, dass sie sich müssen mehrten, — „und wo man das will wehren, da ist dennoch „ungewehrt und geht doch durch Hu . . . , Ehebruch und stumme Sünden seinen Weg, denn es „ist Natur und nicht Willkür hierinne.“

Derselben Ansicht waren diejenigen Geistlichen in Deutschland, welche nach dem Zeugniß Lamberts von Schaffenburg auf die Verkündigung der im Concil zu Rom 1074 veröffentlichten Dekrete Gregors VII. mit den Worten erwiderten:

„Wenn der Papst, welcher der heiligen Schrift und Ueberlieferung zuwiderhandelt, bei seinen Dekreten beharrt, so geben wir vielmehr das Priesterthum auf, nicht aber die Ehe, — und sodann mag derjenige, dem die Menschen stinken, sich nach Engeln umsehen, mit deren Hilfe er die Kirche und die Gemeinde Gottes wird leiten können.“

Luthers Lehre von der Erbsünde verquickt den Geschlechtstrieb mit dem Sündigen als Naturnothwendigkeit und führt in einen Engpass ohne Ausgang.

Der Reformator hält nämlich den Begriff der Erbsünde in der ganzen augustinischen Strenge und in dem Sinne fest, dass die Sünde Adams eine totale Verderbniss des natürlichen Menschen nach sich ziehe, und dass die geschlechtliche Lust das Fortpflanzungsmittel der Erbsünde darstelle. Ist nun der Geschlechtstrieb Naturnothwendigkeit und zugleich Quell aller Sünden, so wird dadurch die Erlösung selbst zur Unmöglichkeit.

Aber Luthers Lehre von der Unwiderstehlichkeit des Geschlechtstriebs steht im Widerspruch mit dem Geist der Selbstverleugnung, welche das Evangelium allerorten predigt und im Besonderen mit den Worten Christi und des heiligen Paulus und mit dem Beispiel ganzer Schaaren heiliger Männer und Frauen, die die Keuschheit bewahrt haben.

Christus sagt: (Mat. XIX. 12) „und es sind Verschnittene, die sich selbst verschnitten haben um des Himmelreichs willen. Wer es fassen mag, der fasse es“, was selbstverständlich nur geistig aufgefasst werden kann, — und

der heil. Paulus sagt: (1. Cor. VII. 25, 37, 38.) „Ein
 „Gebot des Herrn von den Jungfrauen habe ich
 „nicht, ich sage aber meine Meinung, als ich Barm-
 „herzigkeit erlanget habe von dem Herrn, treu zu
 „sein, — wenn einer sich aber fest vornimmt . . .
 „und beschliesst Solches in seinem Herzen, seine
 „Jungfrau also bleiben zu lassen, der thut wohl, —
 „endlich wer heirathet, der thut wohl, — welcher
 „aber nicht heirathet, der thut *besser*.“

Die angeführten Worte enthalten den Keim der in der Kirche aufblühenden Keuschheit und des Coelibats.

Nicht einige Wunder der Welt, wie Luther meint, sondern Tausende von Asketen folgten dem Herzensbedürfniss, dem *gekreuzigten Erlöser* zu Liebe ihr Fleisch mit dessen Gelüsten zu kreuzigen.

Um sich zum würdigen Empfang des Priesterthums vorzubereiten, um das widerstrebende Fleisch zu ertödteten, unterwirft sich der heil. Hieronymus in der Wüste von Chalkis den härtesten Casteiungen, und zieht sich später in das strengste Asketenleben in Bethlehem zurück.

Im Briefe an die Eustachia klagt er, wie es ihm trotz inbrünstigsten Gebetes, Fasten und härtester Casteiungen nicht gelungen ist, den inneren Feind vollends zu schlagen.

Dazu giebt Luther (Tischreden Cap. 20 § 43 p. 362) folgenden Commentar:

„Ach lieber Gott, wie eine grosse Unordnung und
 „Schwachheit ist doch in unserem Fleisch und Blut!
 „ St. Hieronymus schreibt viel von der
 „Anfechtung des Fleisches. Ach es ist eine geringe
 „Sache! Das Weiblein im Hause kann dieser Krank-
 „heit helfen. Die Eustachia hätte dem Hieronymus
 „helfen und rathen können.“

Dieser Commentar bedarf gewiss keines Commentars.

Im Reichstage zu Augsburg hielten die Katholiken den Lutheranern den Satz entgegen: es widerspreche zwar der Schrift, die Ehe überhaupt zu verbieten, — die freiwillige Ehelosigkeit der Priester dagegen sei ein evangelischer Rath, eine Tugend, zu deren Verwirklichung der liebe Gott Niemandem seine Hilfe versage, nach den Worten Christi: — „und was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun, auf dass der Vater geehret werde in seinem Sohne“ (Evang. Joann. XIV, 13) — und des heil. Paulus: — „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus“ (Phil. IV, 13) und „Gott lässt es nicht zu, dass die Versuchung stärker sei, als eure Kräfte. Mit der Versuchung giebt Gott die nöthige Hilfe zum Bestehen“ (1. Cor. X. 13).

Augenscheinlich befand sich Luther dieserhalb nicht auf dem richtigen Wege.

Welcher gläubige und ernste Protestant liesse sich von einem anderen Religionslehrer oder Moralphilosophen die soeben angeführte Erklärung Luthers gefallen?

Keine Religion, nicht ausgenommen die Naturreligionen des alten Orients und des classischen Alterthums, kann, sei es principiell, sei es auf die Dauer des Kampfes gegen die Lust des Fleisches entbehren.

Birma schuf den Priester Brahma und aus ihm die drei Väter der drei anderen Kasten. Nur dem Brahma gab er kein Weib mit der Bemerkung, dass er als Priester seinen Geist nicht zerstreuen dürfe, und nur dem Gebet, der Andacht und den Wissenschaften obliegen solle.

Auf wiederholtes Bitten und Klagen giebt er ihm endlich ein Weib, aber ein daemonisches, dessen Umgang wohl geistig anregen sollte.

Die Priester des alten Egyptens lebten in Ehelosigkeit (Hieronymus adv. Jovin).

Die Priester des alten Griechenlands, namentlich diejenigen der jungfräulichen Pallas Athene, waren gehalten, durch Enthaltbarkeit sich für die heiligen Dienstverrichtungen zu heiligen. — Dasselbe galt von den Priestern des alten Bundes.

Hierophant, der Oberpriester der Eleusinischen Mysterien, welcher allein befugt war, Eingeweihte in die höchsten Grade der Mysterien aufzunehmen, musste entweder im Coelibat oder, wenn er schon verheirathet war, in der strikten Enthaltbarkeit leben.

Um sich das Letztere zu ermöglichen, rieb er sich von Zeit zu Zeit den Körper mit Schierlingsaft ein.

Die Priester der Göttin Cybele in Phrygien waren auch zur Keuschheit verpflichtet, welche sie durch Castration zu sichern suchten.

Demosthenes sagt in der Rede gegen Timokrates: „was mich betrifft, so bin ich überzeugt, dass derjenige, der die Altäre bedient, die heiligen Gefässe berührt und gottesdienstliche Handlungen verrichtet, nicht nur eine gewisse Anzahl Tage vor dem Gottesdienste, sondern sein ganzes Leben lang die Keuschheit zu bewahren verpflichtet ist.“

Die zur unbedingten Keuschheit bei Strafe des Lebendigbegrabens verpflichteten vestalischen Jungfrauen Roms, Hüterinnen des ewigen Feuers, mussten von ihrer Aufnahme an 30 Jahre lang in ihrer Stellung verharren. *Casta placent superis*, sagt Tibull.

Wir finden heutzutage die Askese mit dem Gelübde der Keuschheit sogar da, wo sie am wenigsten zu erwarten wäre, im Muhamedanismus.

Der ausschweifenden Wollust des Propheten stellen trotzdem die Derwische die drei Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams ganz nach Art der evangelischen Räthe entgegen, und die muhamedanische

Askese entfaltet ihre Hauptleistungen in den Büssungen der Fackire.

Der Schüler des sinnlichen Propheten nimmt seine Zuflucht zur Keuschheit, um der Barmherzigkeit Gottes würdig zu sein, —

und der Diener *des gekreuzigten Erlösers* sollte „in einem Weiblein zu Hause“ das einzige Mittel zu finden im Stande sein, die Anfechtungen des Fleisches zu beschwichtigen?

Der *gekreuzigte Sohn Gottes* und der in Wollust schwelgende Prophet, — Golgotha und Harem, —

dort vor Schmerz vergehende, am Fusse des Kreuzes knieende heilige Frauen, die verwundeten Füße *des Gottmenschen* mit Thränen und Küssen bedeckend, den Tod im Herzen, —

hier ein in sinnlicher Lust schwelgendes „Prophetenpaar,“ Mahomed der Prophet und Aïscha die Prophetin, und als Wirkung: Keuschheit hier und sinnliche Lust dort!

Nein — nicht Gersons Beredsamkeit hat den Antrag Kaiser Sigismunds um Aufhebung des Coelibats zu Falle gebracht, sondern das Kreuz auf Golgotha, der lebendige Glaube der Väter an die Göttlichkeit des Erlösungswerkes, die nie zu füllende Kluft zwischen dem Erlösungsakt und dem Zeugungsakt.

Hätte die Kirche von Anfang an das Evangelium im Sinne des Protestantismus erklärt, hätte sie weiter die Keuschheit als Tugend und den Vorzug des Coelibats vor der Ehe im Priesterstande nicht anerkannt, —

hätte sie für diese beiden Tugenden kein Verständniss gehabt und keinen Anhang gefunden, so hätte sie unbedingt den Angriffen des Heidenthums und den Wühlereien des Sectirerthums erliegen müssen, da ihr das Bewusstsein der Göttlichkeit ihres Ursprungs gemangelt hätte.

Das Christenthum als *göttliche Offenbarungsreligion* ist ohne Keuschheit als eine hohe, höchst zu erstrebende Tugend gar nicht denkbar.

Die christliche Kirche bis auf Luther und die katholische Kirche nach Luther hat von der Verleugnung der judaisirenden Secten der Nazaräer und Ebioniten des ersten Jahrhunderts an bis zur Erklärung des Dogmas von der unbefleckten Empfängniss Mariä (1854) die ursprüngliche Glaubenslehre stets im Sinne der absoluten Göttlichkeit des Stifters des Christenthums interpretirt und entfaltet.

Dem gekreuzigten *göttlichen Erlöser* aber werden immer von Neuem Jünger erstehen, die bereit sein werden „ihr Fleisch mit den Lüsten und Begierden zu kreuzigen“, —

und so werden auch die die katholische Kirche vertretenden Organe, ohne dem christlichen Dogma eine rationalistische Interpretation zu geben, d. h. ohne die Gesamtüberlieferung zu verleugnen, und somit ohne das Christenthum als Offenbarungsreligion zu stürzen, consequent das Priesterthum wohl nie vom Coelibat entbinden.

Abgesehen vom Glauben an die göttliche Dreieinigkeit, d. h. an die Göttlichkeit Jesu Christi, ist der Hauptreformer des 16. Jahrhunderts ein derber Rationalist.

Wäre sein Leben in die Zeit der Encyklopädisten entfallen, so hätte er seinen Rationalismus auch auf das Trinitätsdogma übertragen.

Je mehr Luther einerseits die Nothwendigkeit des Glaubens betont, desto mehr ist er anderseits bestrebt, durch rücksichtslose Critik den Stamm des Glaubens zu entblättern und zu entästen.

Christus als Gott gleichen Wesens mit dem Vater kann nicht bestehen bei freier Forschung der Schrift, — bei Zulassung von „Brüdern des Herrn“ (Marc. VI. 3), — bei Nichtapotheosirung Mariae und Josephs, — bei Verwerfung der Ueberlieferung, welche das Wachsthum des Senfkörnleins nach der genuinen Entwicklung der Uridee

im Sinne des menschlichen Herzens, des ethisch aesthetischen Gefühles erfasst und den Geschlechtern forterbt.

In dem evangelischen Rahmen der Reformatoren kann selbst ein arianischer Christus auf die Dauer kaum seine Anerkennung bewahren, — er wird unwiderstehlich in das Niveau der Sterblichkeit hinabgedrängt.

Und somit nimmt es auch kein Wunder, wenn diejenigen, welche mit ihrem „Glauben“ auf diesem Niveau stehen, der Ansicht Montesquieu's und Luthers folgend, die Keuschheit für unnütze und das Coelibat der Geistlichkeit für schädlich halten.

Aber welche Rolle sollte nun die Geistlichkeit in einer solchen Kirche spielen?

Sollte sie ohne Glauben den Glauben oder aber den rationalistischen, moralisirenden Christus, eine Art christlichen Confutianismus predigen?

In beiden Fällen, mangels jeden Ideals, müsste man freilich das Coelibat als schädlich verwerfen, —

aber andererseits wird es wohl in unserer indoeuropäischen Race je dazu kommen, dass die Gesamtgemeinde in Religionssachen wird der Metaphysik entbehren, und einfache Beamte der Moral statt wie auch immer dogmatisirender Prediger oder Priester wird brauchen können?

Auf die Frage eines nicht gläubigen Verkündigers eines Glaubens hat schon Danton geantwortet: „si nous n'avons pas honoré les prêtres du phanisme et de l'erreur, nous n'honorons pas plus les prêtres de l'incrédulité.“

Mit Recht will er keine ungläubigen Priester, traurige Schattengestalten, Rauch ohne Feuer, Masken ohne Gesicht, Automate ohne inneres Leben.

Selbst wenn sie Philosophen sind, entrinnen sie dem Schicksal nicht, sie liegen im Bette des Prokrustes.

Der Glaube kann und darf nur von Gläubigen gepredigt werden, und der Glaube an das dem Kreuze

Christi entströmende Heil erfordert Kreuzigung der fleischlichen Begierde.

Danton irrt aber, wenn er meint, es liege ein objektiver, nicht zu tolerirender Irrthum allda vor, wo Etwas von dem Einen geglaubtes dem Anderen als Irrthum erscheint.

Auf beiden Seiten ist subjektiver Objektivismus, den man in seiner Totalität als objektiv weder zu beweisen noch zu verneinen im Stande ist.

Dort sind göttliche Urkunden und Glaube, — hier sind Forschungen des Verstandes und Ueberzeugung, welche aber nur subjektiv ist, da sie Andere mit Nichten überzeugt.

Selbst das den Arianern als Paralogismus der Vernunft, (ein der Vernunft widerstreitender Irrthum), als ein im Gedanken unvollziehbarer Begriff erscheinende Attribut Christi „ὁμοουσιος“ (gleichen Wesens mit dem Vater), gilt den in Nicaea versammelten Vätern und nach ihnen allen geistigen Notabilitäten der christlichen und katholischen Kirche aus dem Grunde als mit Nichten verfänglich, weil der Begriff der Posteriorität des Sohnes im Verhältnisse zum Vater auf Gott d. h. *auf Gottes Immanenzakte in der Ewigkeit* keine Anwendung finden könne.

Ueberhaupt urtheilt der Nichtglaubende zu voreilig und falsch, wenn er von seinen eigenen Meinungen in Glaubenssachen auf den Glaubenszustand Anderer folgert, und den Unglauben für bei weitem allgemeiner hält, als derselbe es thatsächlich ist, —

und andererseits alldort den Pharisäismus wittert, wo das Leben des Gläubigen mit dem Glauben nicht ganz harmonirt.

Fürs Erstere sei bemerkt, dass Newton ebenso fest von der Wahrheit der Visionen der Apokalypse des heil. Joannes wie von derjenigen seiner Gravitationsgesetze überzeugt war —

fürs Letztere, dass Sulla, der Mann des Blutes und der ungezügelten Ausschweifungen in der entscheidenden Schlacht gegen Marius auf dem esquilinischen Hügel eine kleine Statuette Minervas beständig ans Herz presste und küsste, um von ihr den Sieg zu erleben.

Es ist ja so natürlich anzunehmen, dass die zu Sünden und Verbrechen angelegten Naturen ohne den religiösen Glauben ein bei weitem sündhafteres und verbrecherisches Leben führen würden, dieweil sie in ihrem Drang und Lauf nunmehr keinen Zügel fühlen würden.

Damit ist aber keineswegs die Nothwendigkeit des Postulats geleugnet, der Religionsglaube dürfe nur solche Moral- und Disciplinargelien aufstellen, die nicht zweideutig sind, und die bei normalen Bedingungen zum erwünschten Resultate führen.

Um aber in Glaubenssachen nicht ungerecht, wohl sogar lächerlich zu sein, indem man fremden, der eigenen Urtheilskraft weit überlegenen geistigen Kräften das Schauen der Wahrheit abspricht, muss man auf religiösem Gebiete, gerade so wie auf dem philosophischen, zwei parallel laufende, für vernünftige Wesen fassbare Welten von Begriffen und Schlüssen annehmen.

Von diesen zwei Welten schliesst zwar auf dem Gebiete der transcendentalen und transcendenten Erkenntniss oder der Metaphysik der reinen Vernunft die Eine wahre als Existirende die Andere unwahre als Nichtexistirende in ihrer Existenzberechtigung aus, weil die Wahrheit nur Eine ist, —

auf dem dem Durchschnittsmenschen zugänglichen Gebiete der Metaphysik der Erfahrung oder des rationalisirten Empirismus dagegen, wo die Denkgesetze auf die Naturprodukte des Denkens, die Begriffe, Urtheile und Schlüsse nicht gleichmässig angewendet werden, beweisen jene beiden Welten gegenseitig mit Nichten, die gegnerische Ansicht sei ein Paralogismus der Vernunft, weil auf

diesem Wege die objektive Wahrheit überhaupt unerreichbar ist.

Was aber die Glaubensdiagnose betrifft, so ist selten Etwas lehrreicher, als das Beispiel des Genfer Glaubens-tyrannen Calvin.

Dieser Mann ist allgemein als an Geist und Bildung allen anderen Reformatoren weit überlegen anerkannt.

Wie wirthschaftet er nun in seiner theokratisch constituirten Gemeinde, in seiner durch ihn selbst geschaffenen „Mutterkirche, ausser welcher kein Heil ist“?

Angebliche Vergehen gegen die Sittlichkeit aus längst vergangener Zeit werden mit schweren Kerkerstrafen, -- zwinglianische, sogenannte libertinische, Abweichungen vom neuen Glauben mit Todesstrafe geahndet — gegen das Hexenwesen wird mit massenhaften Verbrennungen gewüthet, — es wird eine greuelhafte Mordscene aufgeführt, in welcher Michael Serwet wegen heterodoxer Ansicht über die Trinität dem Feuertode preisgegeben wird.

Jeder Freigeist unserer Zeit hält den Genfer Reformator für einen Energumenen, für eine geistige Verirrung; und doch war Calvin nicht nur von der dogmatischen sondern auch von der logischen Wahrheit seines Glaubens, sowie auch von der Gerechtigkeit seiner blutigen Maassregeln gegen Andersgläubige gewissenhaft überzeugt.

Und, was mehr sagen will, es gingen aus der Genfer Pflanzschule Calvins geistig reich begabte Männer hervor, welche die reformirte Lehre „als allein seligmachende Mutterkirche“ in weite Länder trugen.

Den Glauben nennt die Kirche ein Produkt der göttlichen Gnade, — die Philosophie der praktischen Vernunft nennt ihn ein Mysterium des menschlichen Geistes; in beiden Fällen ist aber zu verlangen, dass der Glaube entsprechende ethische Lebensregeln erzeuge: der Glaube an Gottes Barmherzigkeit die Nächstenliebe — der Glaube

an das Kreuz Christi die Casteiung des Fleisches in der Keuschheit.

Wenn es möglich ist, stellen wir nun für einen Augenblick Calvin neben Gregor VII.

Beide sind für ihre Ideen mit Leib und Seele eingenommen.

Den Einen, der in der Ehe physische und psychische Selbstbefriedigung sucht, erblicken wir im Abgrund eines finsternen, blutigen Fanatismus, welcher seiner subjektiven, auf Nichts Positivem basirenden Meinung durch Beil und Scheiterhaufen göttliche Auctorität zu verschaffen bestrebt ist, —

den Anderen, der strengsten Askese ergeben, schauen wir auf der Höhe eines nach Verwirklichung seines dem Geiste des Evangeliums entnommenen Ideals mit Gebet, Betheuerungen und endlich mit Disciplinardekreten ringenden Propheten und Universalbischöfs der christlichen Kirche.

Beide geben den Glauben als Motiv ihrer Handlungen an.

Worauf gründen sich nun in ihrer Meinung diejenigen, welche bei Calvin Glaubenswahn, in Gregor VII. dagegen nur Heuchelei und politisch-hierarchische Absichten erkennen wollen?

Nach dem inneren und äusseren Leben Gregors VII., nach dem Geist seiner Schriften zu urtheilen, berechtigt Nichts, absolut Nichts die Gegner der Kirche, diesem Papste bei Einführung des Coelibats andere Ueberzeugungen und Absichten, als diejenigen rein religiös sittlicher Natur, wie solche aus dem lebendigen Glauben entspringen, zuzuschreiben.

Das Christenthum als *göttliche Offenbarungsreligion*, als Anstalt *göttlicher Gnadenmittel zur Heiligung und Erlösung* des Menschengeschlechts, — dies war der innerste und innigste Glaube Gregors VII — kann und darf, unbeschadet des freien Willens, von den für den Priester-

stand wirklich Berufenen mit Recht selbst die höchsten Opfer auf dem Gebiete der Selbstverleugnung verlangen. —

Je höher und wichtiger die Botschaft, desto edler muss die Stellung und erhabener der Charakter des Gesandten sein.

Johannes Chrysostomus, Peter der Eremit, Bernhard von Clairveaux, Carl Borromaeus, Franciscus Salesius, andere, welche Jesu Christi Kreuz und Barmherzigkeit nicht nach der Bibel, sondern nach kirchlicher Ueberlieferung, — nicht im Geiste des evangelischen Ebionitismus, sondern im Glanze der Verherrlichung durch die Kirche predigten, erfreuten sich in Ehrfurcht auf jedes ihrer Worte lauschender andächtiger Zuhörer, — sie glänzten annoch wie Sterne am Firmament der Kirche, — sie waren Coelibatäre!

Was schreibt nun Luther selbst von seinen im ehelichen Stande lebenden Verkündigern des Evangeliums?

„Ein armer Dorfpfarrer ist jetzt der aller verächtlichste Mensch, der da sein mag, also dass „kein Bauer jetzt ist, welcher ihn nicht ganz für „Koth und Dr . . . hält und mit Füßen tritt, wie „denn leider jetzt vielen geschieht“ (Auslegung des 45. Psalmes). —

*

*

*

II.

Wer wird der Sonne Licht und Wärme absprechen wollen?

Ebensowenig kann man in Abrede stellen, dass der Geist des Evangeliums Selbstverleugnung predigt.

Zu den bereits angeführten Stellen gesellen sich — ausser vielen anderen — folgende:

(Luc. IX. 62) „wer seine Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes“, —

(Luc. XIV. 26) „so jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder . . . , dazu sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein“,

(Luc. XIV. 33) „also auch ein jeglicher unter euch, der nicht absagt allem was er hat, kann nicht mein Jünger sein“.

(Matth. X. 24) „Der Jünger ist nicht über seinen Meister, noch der Knecht über seinen Herrn“,

(Matth. X. 34) „ihr sollt nicht wähnen, dass ich gekommen bin, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert“,

(Matth. XI. 12). „ . . . Das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gewalt thun, reissen es an sich“.

Der Geist des Evangeliums predigt zu beredt die Nichtigkeit der Freuden dieser Welt und die Schädlichkeit der Lüste und Begierden, als dass die Askese nicht bald hätte erstehen sollen.

Aegypten machte den Anfang und das Einsiedlerthum in den Niederungen Oberägyptens entwickelte sich bereits während der Christenverfolgungen so mächtig, dass die Zahl der von Pachomius auf der Nilinsel Tabennä in Klöstern unter einer Regel untergebrachten Asketen bei seinem Tode (348) bereits 50,000 betrug.

Selbstverständlich konnten die Ansprüche an das Leben der Geistlichen, „das Licht der Welt und das Salz der Erde“, „der Spender der Geheimnisse Gottes“, sich nicht anders als im asketischen Sinne entwickeln.

Das Evangelium eröffnete den Kampf gegen die Selbstsucht und Lust der Welt. *Nemo enim miles cum uxore pergit ad proelium* (kein Soldat geht mit seinem Weibe in den Krieg) sagt St. Hieronymus *ad Eustachiam, de castodia Virginitatis*.

Zwar wurden auch Verheirathete zu Priestern ordinirt, (sagt Hieronymus *adv. Jovin.*), einmal darum, weil im römischen Reiche, wo die Ehelosigkeit mit den Gesetzen bedroht war, die Coelibatäre nicht zu zahlreich waren, und andererseits auch darum, weil nicht jeder Coelibatär alle übrigen, dem Priesterstande nöthigen Eigenschaften besass.

Das Eine steht fest, dass die Ehe nach Empfang der höheren Weihen vom Subdiakonat aufwärts verboten war.

Schon der neunzehnte der apostolischen Canone, welche die Disciplin des Clerus des II. und III. Jahrhunderts umfassen, lautet: „Den Unverheiratheten, die in den geistlichen Stand erhoben worden, befehlen wir, dass sie sich, wenn sie es wollen, verheirathen mögen, aber nur die Lectoren und Cantoren“.

Das Concil in Elwira in Spanien 305–309 bestimmt im 33. Canon: „Dass die Bischöfe, Priester, Diakone und Subdiakone, die im Amte sind, sich gänzlich von ihren Frauen enthalten, und keine Kinder zeugen sollen, und

sollen die Zuwiderhandelnden vom Altar und vom Priesterstande entfernt werden“.

Das Concil in Ancyra in Galatien 314 verbietet den Diakonen sich zu verheirathen, und

dasjenige in Neucesarea 315 bestimmt, dass der Priester, der sich verheirathen würde, abgesetzt werden solle.

Das allgemeine Concil von Nicäa 325 bestimmt, dass diejenigen, welche als Coelibatäre in den Priesterstand erhoben worden, nach der „alten Ueberlieferung“ im Coelibat verharren sollen.

Dass aber auch denjenigen, welche schon als Verheirathete in den Priesterstand getreten waren, die Enthaltksamkeit von ihren Frauen durch das genannte Concil nicht auferlegt wurde, war das Werk des strengen Asketen Pafnutius, der als eifriger Vertheidiger der Heiligkeit der Ehe auftrat.

Aber die Idee von der Superiorität des Coelibats vor der Ehe ging weiter ihren Weg, und schon Papst Siricius schreibt 385 an Chimerius, Bischof von Tarascon in Spanien:

„Wir Priester sind vom Tage unserer Ordinirung
 „durch ein unauflösliches Gesetz zur Keuschheit
 „des Herzens und Leibes verpflichtet, auf dass
 „wir in unserem alltäglichen Opfer Gott gefallen
 „können, . . . die Zuwiderhandelnden dagegen sollen
 „wissen, dass sie Kraft unserer apostolischen Macht-
 „vollkommenheit aller priesterlichen Würde ent-
 „kleidet, und nicht mehr befugt sind, die heiligen
 „Geheimnisse zu verwalten“.

Aehnliche Verordnungen sind von demselben Papste an die Bischöfe Galliens und Afrikas erlassen worden.

Papst Inocentius I. wiederholt die Dekrete des Siricius,
 — Leo der Grosse (440—461) schreibt an Rusticus,

Bischof in Narbonne in Gallien „dass mit der Ordination Bischöfe und Priester in geistlicher Ehe leben sollen“.

Gregor der Grosse (590—605) schreibt im Briefe an Petrus den Subdiakon: es scheine ihm angezeigt den Bischöfen zu empfehlen, damit sie die Weihe des Subdiakonats nur solchen ertheilen mögen, welche Keuschheit gelobt hätten, — vor drei Jahren schon (durch Papst Pelagius II.) sei die Verordnung erlassen worden, die Subdiakone sollten sich vom Umgang mit ihren Frauen enthalten, — diese Verordnung scheine ihm zu streng, — es sollen aber die nicht enthaltsamen Subdiakone nicht in die höheren geistlichen Grade eingeweiht werden.

Das Concil von Tours 567 lautet im Canon 6:

„Die verheiratheten Bischöfe sollen mit ihren Frauen
 „wie mit Schwestern leben; als Zeugen ihrer Ent-
 „haltsamkeit sollen ihnen Cleriker dienen, die mit
 „den Bischöfen zusammen wohnen und selbige
 „überall begleiten sollen; —

der 13. Canon desselben Concils schreibt vor: „auch nicht verheirathete Bischöfe werden um sich stets eine Anzahl Cleriker halten, welche die Keuschheit der Bischöfe überwachen, und die Macht haben sollen, „fremde Frauen von der Wohnung des Bischofs fernzuhalten“.

Aehnliches verordnet das Concil zu Paris 829.

Der Vergleich dieser letzteren Verordnung mit derjenigen des Papstes Siricus zeigt, dass die Institution des Coelibats von 385 bis 567 und 829 gewaltige Rückschritte gemacht hat.

Es ist dies der Verwilderung der Sitten zuzuschreiben, welche die Völkerwanderung im Abendlande nach sich zog.

Aber das Uebel wurde immer grösser, bis es in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts wohl die grössten Dimensionen erreichte, aber auch bald in Hildebrand, dem ersten Rathgeber von vier Päpsten und zuletzt selbst

Papst als Gregor VII., seinen grössten und fähigsten Gegner gefunden hat.

Wie wenig Civilisation in jenen Zeiten zu finden war, erhellt unter anderen auch daraus, dass die vom Bischof Chrodegang von Metz 760 ins Leben gerufenen Canoniker oder Domgeistlichen nach der Hausdisciplin für Vergehen körperlichen Strafen unterworfen waren, und dass der Bischof von Aachen 816 eine Verordnung erliess, Kraft welcher „die jungen Geistlichen ohne Unterlass durch körperliche Züchtigung zur Zucht angehalten werden sollten“ (*latera eorum ne indurescant, assidue verberibus tundantur*).

Trotz dieser allgemeinen Verwilderung liess die abendländische Kirche in ihrem Bestreben die Ehelosigkeit des Clerus durchzuführen, nicht nach, wie davon die für die griechische Kirche in Betreff der Ehe und Ehelosigkeit der Geistlichen massgebende Trullanische Kirchenversammlung in Constantinopel 692 das beste Zeugniss giebt.

Der 3. Canon lautet: Die römische Kirche verlangt die reine Vollkommenheit, die griechische Kirche hat mildere und menschlichere Ansichten.

Canon 6 erneuert den 19. apostolischen Canon und befiehlt denjenigen Clerikern niederer Weihen, welche nicht im Coelibat leben wollen, sich vor Empfang des Subdiakonats zu verheirathen.

Canon 12 wendet sich gegen die Bischöfe von Afrika, welche, da sie vom Umgang mit ihren Ehefrauen nicht ablassen wollen, des Amtes zu entsetzen seien.

Canon 13 lautet: „In der römischen Kirche müssen diejenigen, welche das Subdiakonat, Diakonat und Presbyterat empfangen haben, versprechen, dass sie den Umgang mit ihren Frauen unterlassen werden.

Dagegen bestimmen wir Kraft alter apostolischer Verordnung, dass die gesetzlichen Ehen der höheren

Cleriker auch hinfort mit dem Rechte des ehelichen Umgangs in angemessener Zeit bestehen sollen“.

Diese Verordnungen blieben in der griechischen Kirche massgebend bis auf den heutigen Tag.

In der römischen Kirche aber beginnt mit Bonifacius VI 896 jene traurige, mehr denn ein Jahrhundert dauernde Epoche der Erniedrigung und Entwürdigung des päpstlichen Stuhls durch Günstlinge der mächtigen Parteien Roms.

Die natürliche Folge davon war eine immense Sittenverwilderung und -Verderbniss der Geistlichkeit.

Ratherius Bischof von Verona, Anfangs der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts, malt sie in lebendigen Farben.

Der Mangel an Bildung hielt mit der sittlichen Verwilderung gleichen Schritt.

In einem Rundschreiben erklärt doch der Bischof der Klerisei die Bedeutung des Sonntags in einer Weise, wie solche heut zu Tage in der mittleren Stufe einer Elementarschule angezeigt wäre.

Nach Ratherius, „schwelgen die Bischöfe in Trunksucht, Frass und Wollust — Nichts liegt ihnen ferner als der Geist des Evangeliums.“

Selbst Bischöfe achteten nicht auf das Dekret des Concils von Nicaea, wonach die Ehe nach der höheren Weihe verboten war, und schlossen hie und da Ehen mit grossartigen Hochzeitsgebräuchen und Pomp.

In Irland gab es mehrere Bischöfe ohne Weihe, welche die Bischofssitze von ihren Vätern geerbt hatten.

Um so trauriger stand es um die Moral der niederen Geistlichkeit. In Beauvais empörten sich die Geistlichen gegen ihren Bischof, weil er ihr ausgelassenes Leben züchtigte, und nicht gestatten wollte, dass ihre Söhne die väterlichen Pfründen erben sollten.

Das Uebel war allgemein, denn Ratherius hatte den Bischofsstuhl in Frankreich verlassen, um ihn mit demjenigen in Verona, später mit demjenigen zu Lüttich zu vertauschen, aber überall fand er dieselbe, dem Sittenverderbniss anheimgefallene Geistlichkeit, die ihm das Leben schwer und unerträglich machte, sodass er sich zuletzt in Namur ins Privatleben zurückzog.

Der heilige Peter Damiani überreichte Leo IX. nach dessen Thronbesteigung den „*liber Gomorrhianus*“, welcher derartige Abscheulichkeiten enthält, dass Papst Alexander II aus Furcht vor Aergerniss dies Buch in seinem Bureau verschloss, und es selbst dem Verfasser nicht herausgeben wollte.

Zur Sittenverderbniss gesellte sich die Simonie, welche alle kirchlichen Aemter, vom Erzbischofssitze bis zur Sacristianstelle, feilbot.

Die Erzbischöfe kauften ihre Würden bei Kaiser und souveränen Fürsten, — die Bischöfe beim Erzbischof, — die Pfarrer beim Bischof; — es gab Diöcesen wie in Mailand, wo öffentliche diesbezügliche Taxen Jedermann zu Gebote standen.

Da die Pfarrer den grössten Theil des Ertrages ihrer Pfründen den Bischöfen abtreten mussten, suchten sie theils durch Erpressungen bei den Eingepfarrten, theils durch Nebenverdienst das Mangelnde nachzuholen, und so sehen wir in dieser Epoche Geistliche, die zugleich Schankwirthe, Händler, Handwerker etc. sind.

Dass bei einer derartigen Erniedrigung des Clerus es sehr traurig um die Gemeinde stand, ist klar, und

es muss unbedingt allen Freunden des Christenthums und der Civilisation derjenige als hochersehnt gelten, welcher sittliche Kraft, Geist und Energie genug besass, um diesem tausendköpfigen Ungeheuer den Krieg auf Leben und Tod zu erklären und durchzuführen.

Hildebrandt, der arme Mönch von Clugny, welcher als Gregor VII das Ruder der Kirche ergriff, war eben der ersehnte Mann.

Ehrgeiz kann und darf man ihm schon aus dem Grunde nicht zumuthen, weil die höchst traurige Lage der Kirche, auf die er schaute, zu Nichts weniger als zu ehrgeizigen Gedanken Anlass gab.

Heilige Entrüstung über die schauerliche Verwüstung der Kirche Christi war das Hauptgefühl und Motiv, welches den Papst zum energischen Kampf mit dem Uebel beseelte und nicht erlahmen machte.

Sein Leben und seine Schriften liefern uns den Beweis, dass dies Gefühl aufrichtig und heilig war.

Er schreibt an den Herzog Gottfried (Lib. I. cp. 9 ad Gothefredum Ducem, Conciliorum Tom. XXV., pag. 17—19):

„Unsere Erhöhung hat in uns bitteren geistigen
 „Schmerz und Herzensangst erzeugt. Wir sehen
 „und fühlen nämlich die ganze Grösse sorgenvoller
 „Verantwortlichkeit, so dass angesichts unseres
 „Schwächebewusstseins unser Geist vor Angst erbebt
 „und unsere Seele sich viel mehr nach Ruhe durch
 „Auflösung in Christo durch den Tod, als nach
 „Leben inmitten so grosser Gefahr sehnt.

„Ohne Vertrauen auf Gott und das Gebet frommer
 „Männer müsste mein Geist den Sorgen, die uner-
 „messlich sind, unterliegen.

„Zu Folge der allgemeinen Sündenfluth liegt die
 „Welt derart im Argen, dass selbst diejenigen, die
 „der Kirche vorstehen, weit entfernt, ihre heiligen
 „Interessen zu vertheidigen, selbige vielmehr zu ver-
 „wüsten bestrebt sind . . . indem sie sich in Allem,
 „was Religion und Gerechtigkeit betrifft, als Feinde
 „Christi geberden.

„Und unser Schmerz ist um so grösser, als wir
 „angesichts der so gethürmten Schwierigkeiten das
 „Ruder der Kirche Gottes mit ruhigem Gewissen
 „weder fallen zu lassen noch zu lenken vermögen“.

An seinen Freund Hugo, Abt von Clugny, schreibt
 Gregor VII:

„Wenn es möglich wäre, wünschte ich Dir ein
 „volles Bild zu geben von der Trübsal, die auf
 „meiner Seele lagert, — wie gross die Arbeitslast
 „ist, die jeden Tag mich erdrückt, auf dass ich
 „nach dem Maass meiner Bedrängniss Dein Mitge-
 „fühl erwecken, und Dich zum inbrünstigsten Gebele
 „und Flehen vor dem Herrn bewegen könnte,
 „damit der arme Jesus, durch welchen alles ge-
 „schehen ist und welcher alles regiert, dem
 „Unglücklichen die Hand reiche, und mich in seiner
 „Barmherzigkeit aufrichten möge.

„Nach der mir geschenkten Gabe habe ich den
 „Herrn oft flehentlich gebeten, damit er mich ent-
 „weder aus diesem Leben scheiden oder aber der
 „gemeinsamen Mutter, der Kirche Christi, durch
 „mich Hilfe bringen lasse, —

„und dennoch hat er weder mich aus der grossen
 „Bedrängniss errettet, noch auch geschehen lassen,
 „dass mein Leben der gemeinsamen Mutter Linde-
 „rung brächte.

„Und so kommt es, dass ich inmitten der
 „Schmerzen, die Tag täglich sich in meinem Herzen
 „erneuern, und beim Schimmern der Hoffnung, die
 „leider in zu weiter Ferne mir zu winken scheint —
 „gewissermassen ein Spiel der Stürme — bei immer-
 „währendem Sterben annoch am Leben bin.“

Wo ist ein Reformator, der, Gregor VII gleich, seinem
 Ideal mit gleich reinen Intentionen Geist und Herz,

Freude und Schmerz, Leben, Tod und Seelenheil zum Opfer gebracht hätte? Wenn Reinheit der Intention, nie ermüdendes Ringen nach Idealem, des Lebens Unbescholtenheit und Virginität hohe Vollkommenheit bedingen, so war Gregor VII ein Heiliger, der sich ein einfaches, aber um so beredteres Zeugniß mit den Worten ausgestellt:

„ich habe Gerechtigkeit geliebt und Unrecht gehasst,
„desshalb sterbe ich in der Verbannung.“

Die Kirche hat Gregor VII unter die Heiligen erhoben, — die geschichtliche Kritik hat thatsächlich hiergegen Nichts einzuwenden, sie hält nicht zurück mit den Worten: Gregor VII war in der That ein grosser Mann.

Die Gegner seiner Ideenwelt, welche zugleich im Christenthum nicht das Dogma, sondern nur die Ethik anerkennen, haben dem grossen Manne Zweifaches vorzuwerfen:

Dass er „subjektiv und unter Einfluss des in der Extase entrückten Gefühles“ aufgefassten Thatsachen ein übergrosses, der menschlichen Natur auferlegtes Opfer gebracht, und

in der thatsächlichen Form dieses auferlegten Opfers sein Ziel nicht erreicht hat.

Aber über das Erstere hat wohl nicht der Rationalismus, sondern der Glaube zu entscheiden, welcher in der Kirche Christi überhaupt und in der katholischen Kirche im Besonderen annoch das Hausrecht besitzt, — das Letztere wird unten des Weiteren besprochen werden.

Zwanzig Jahre lang unter vier Päpsten hatte Hildebrandt mit Eifer gearbeitet, und die Früchte seiner Anstrengung waren so gut wie keine.

Es ist bezeichnend, dass alle, das Coelibat der Geistlichkeit betreffenden und in den Zeitraum von Leo IX

(mit diesem Papste beginnt die Thätigkeit Hildebrandts) bis Innocenz III entfallenden Canone der Kirchenversammlungen verloren gegangen sind, und nur sporadisch vorzüglich in Briefen von Päpsten sich erhalten haben.

Schon in der unter Leo IX gefeierten Kirchenversammlung zu Rom ist die Verordnung erlassen worden:

„Durch die Machtvollkommenheit des heiligen Petrus und der römischen Kirche wird Allen aufgegeben, sich vom Umgang mit beweihten Priestern fernzuhalten“.

Victor II, welcher wie sein Vorgänger viele Bischöfe wegen Nichtbeobachtung des Coelibats des Amtes entsetzt hatte, lässt in Frankreich zahlreiche Synoden abhalten, wo die Bestimmung getroffen wird,

„dass die Priester das eheliche Leben unbedingt, und bei Strafe von Amtsentsetzung aufzugeben, haben“.

Dasselbe verordnet Nicolaus II, und sein Nachfolger Alexander II verbietet den Gläubigen, der von einem unenthaltamen Priester abgehaltenen Messe beizuwohnen.

Gregor VII hat sachlich nichts Neues verordnet, wenn er aber viel bessere Resultate erzielte, so lag es an seinem Eifer und an seiner Energie in der Durchführung seines Willens.

Seine nie ermattende Energie bildet ein merkwürdiges Seitenbild zur Milde und Gemessenheit seines Charakters, wie selbige aus seinen Schriften zu erkennen sind.

Während der heilige Peter Damiani (Opusc. XVIII. disser. II e. 7. 32) seinem Zorn gegen die Weiber der Geistlichen in circa 32 Benennungen Luft macht, von denen die eine stärker als die andere ist, nennt Gregor die Unenthaltamkeit der Priester „nefanda consuetudo“ (ungeheuerliche Gewohnheit), die ein Verbrechen gegen die Kirche Christi sei.

Die von St. Peter Damiani angewandten Epitheta lassen vermuthen, welcher Art Frauen die Eehälften der damaligen Geistlichen waren.

Geistliche als Ignoranten, als Schankwirth u. s. w., konnten freilich keine ausgezeichnet gesitteten Frauen haben.

Er nennt sie unter anderen Schmähnamen: *materia peccandi, occasio pereundi, ululae, noctuae, upupae, lupae, sanguisugae, scorta, prostibula, savia, volutabra porcorum pinguium, cubilia spirituum immundorum, vasa irae et furoris domini, tigrides impiae, viperoe furiosae.*

Aus diesen schrecklichen Benennungen ist zu entnehmen, dass schon damals die mit den Geistlichen in Ehegemeinschaft lebenden Frauen in der öffentlichen Meinung nicht für vollends legitime Frauen galten.

Die Art und Weise, wie die damaligen Ehen geschlossen wurden, trug zu dieser Meinung auch bei. Bis auf das Concil von Trient nämlich, welches die jetzige Form der Eheschliessung durch kirchliches Aufgebot und Trauung vor dem Altar vorschrieb, wurde die Eheschliessung nicht anders als vermittelt Eheverlöbnißes, vollzogen in der Familie, und Heimführung der Braut durch den Bräutigam zu Stande gebracht.

Nach dem römischen Recht, das für das ganze Abendland massgebend war, gab es eine zweifache Ehe: *matrimonium justum* (gesetzlich legitime Ehe) und *matrimonium liberum* (freie Ehe); durch die Erstere wurde die Frau *mater familias* (Familienmutter oder Matrone), — durch das zweite *blos uxor* (Gattin).

Das *matrimonium justum* war mit Hochzeitsgebräuchen d. h. mit weitläufigen Ceremonien religiöser, persönlicher und häuslicher Natur verbunden, wie Opfer, Kleiderwechsel, feierliche Einführung, Einweihung des Hauses, Gesang, Musik und Tanz, wiederholte Opfer etc.

wogegen die freie Ehe sich nur auf die Heimführung der Braut durch den Bräutigam und den Hochzeitsschmaus beschränkte.

Die bei weitem grösste Anzahl der Geistlichen wird wohl diese letztere Form der Eheschliessung mit einer so wenig wie möglich ostenciösen Heimführung vorgezogen haben, und zwar aus dem Grunde, weil die Ehe der Geistlichen wie auch immer nicht im Rufe der Heiligkeit stand.

So konnten leicht die Begriffe: Ehefrau und Concubine, verwechselt werden.

Hätte Gregor VII den Kampf gegen die Ehe der Geistlichen unternommen, wenn selbige in der öffentlichen Meinung und angesichts der Kirche für vollgiltig und sakramentalisch gegolten hätte, — wenn die Geistlichen in Sitten und Wissen auf der Höhe ihres Standes sich befunden und ebenbürtige Ehefrauen gehabt hätten?

Es ist dies, nach den Schriften des Papstes darüber zu urtheilen, kaum anzunehmen, und in erster Linie gerade wohl eben darum, weil die Absichten Gregors nicht weltbeherrschender, sondern rein religiöser Natur waren.

Wohl wusste Gregor, dass das Ideal des Priestertums Christi von der Keuschheit unzertrennlich ist, —

es war ihm aber auch nicht unbewusst, dass einerseits das Ideal nur für Auserwählte erreichbar ist, und dass andererseits die Väter von Nicaea dies Ideal, als Gebot, der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur und zwar mit Rücksicht auf die Heiligkeit der Ehe zum Opfer gebracht hatten.

Der von Gregor unternommene Kampf war ein Riesenkampf, dessen unabsehbarer Ausgang den edlen und energischen Geist des Papstes mit Bangigkeit und Trübsal füllte, —

und doch war dieser Kampf bei weitem aussichtsvoller, als jener andere, welcher sich zur Aufgabe gestellt hatte, die damalige allgemeine Verwilderung und Sittenverderbniss durch Erziehung in das dem Gedeihen der Kirche nothwendige Gegentheil zu verwandeln.

Das letztere Problem erheischte Jahrhunderte lange Arbeit, wogegen das erstere in verhältnissmässig kurzer Zeit, aber mit gewaltigen Schlägen gelöst werden konnte.

Und so griff nun der Papst zu diesem.

Freilich kann man seinem Unternehmen den Satz entgegenhalten, dass sowohl während des Kostnitzer (1414) als auch des Tridentiner Concils (1545) ein ganzer Sturm von Petitionen um Aufhebung des Coelibats „wegen des allgemeinen Aergernisses, welches dasselbe verursachte“ an die versammelten Väter losgelassen wurde.

Aber die Bedeutung von Ideen lässt sich nicht nach unmittelbarem, handgreiflichem, allgemeinem Erfolg abmessen.

Die Folgen des Coelibats und der mit ihm nothwendig in Verbindung zu bringenden lebenspendenden Idee der Virginität sind auf dem Gebiete der Auctorität der Kirche als Glaubens- und Sitteneinheit, die viele Völker mit demselben Bande umschlingt, geradezu für die Menschheit unberechenbar.

Die Kirche als Reich Christi und Gottes auf Erden ist nach Anlage und Princip in ihrer metaphysischen Richtung rein ideal.

Die Jungfräulichkeit, das Coelibat des Priesters, als Trägers der Ideen der Kirche, vertritt das Ideale in ihrer physischen, irdischen Richtung.

Der crasseste Realismus, der brutale Sensualismus im Zeugungsact schafft eine störende, unerträgliche Dissonanz in der Harmonie des Priesterthums mit der Ideenwelt des Reiches Gottes auf Erden.

Je mehr die Menschheit dem Realismus als der einzigen wirklichen Macht zu huldigen geneigt ist, desto mehr ist der Idealismus der Kirche eine Nothwendigkeit als Gegengewicht, als Licht gegen Finsterniss.

Die Virginität giebt der Seele die Flügel, die den Menschen leicht hinwegtragen — nicht aus dem für den Schüler der Philosophie Platons nicht existirenden Besondern, das sichtbar ist, in das Empyreum der unsichtbaren Ideenwelt, die das Wirkliche und Vernünftige repräsentiren soll, — sondern, was von ganz anderem, mächtigem Einflusse auf die Geschieke der Menschheit ist, — aus den Tiefen des sich selbst vergötternden Egoismus auf die heiligen Höhen der Selbstentäusserung für Gott und für hilfsbedürftige Mitmenschen.

Findet man im Menschen Ideale, so bleibt nach dessen Abstraction Reales, — wo aber nichts Ideales existirt, da finden wir nur das Brutale, ja das Bestiale. Wo das Ideale vollends mangelt, da stürzen in das Vacuum Egoismus und Acte kalter Berechnung hinein.

Ein Verkündiger des Kreuzes, der Familienvater ist, wird wohl als Letzterer der Gemeinde zum Vorbilde dienen, nie aber als Vertreter des Idealen gelten können.

Um das Ideale, wenigstens dem Aeusseren nach zu retten, kleidet die englische Hochkirche ihre Bischöfe in priesterlichen Schmuck und Würde nach alter christlicher Art, aber ihre Ehe und der Mangel des wirklich Idealen macht sie zu Zerrbildern angesichts der katholischen und orthodoxen Bischöfe.

Die orthodoxe Kirche hat die Nothwendigkeit des idealen Vertreters christlicher Mission dadurch anerkannt, dass sie die Keuschheit den Bischöfen, den Auserkorenen auferlegte.

Des Bischofs Beispiel ruft dem Clerus beständig die Worte zu: *vides meliora, deteriora sequeris*, was für das

Ideale immerhin bei weitem besser ist, als Nichts edleres zu schauen, denn das sensuelle, in welchem man selbst steckt.

Wenn aber die Durchführung des Coelibatsgesetzes bis auf den heutigen Tag zu wünschen übrig lässt, so ist die Erklärung davon in der grossartigen, höchst schwierigen Aufgabe selbst zu suchen, in welcher übrigens die Kirche noch nicht das letzte Wort gesprochen hat.

Gleich im ersten Jahre nach seiner Thronbesteigung hält Gregor 1074 die allgemeine Kirchenversammlung in Rom ab, wo nur die alten Verordnungen gegen die Unenthaltbarkeit der Geistlichen in neuer Form erlassen werden.

„Den unenthaltbaren Geistlichen wird die Vollziehung jeder Amtsverrichtung untersagt, — keinem Cleriker ist es gestattet, sich zu verheirathen. — Beweihte Priester sollen das Weib verlassen oder des Amtes entsetzt werden, — Niemand soll zu den Weihen zugelassen werden, der nicht zuvor feierlich sich zur Ehelosigkeit verpflichtet hätte. Das gläubige Volk soll von den gegen diese Verordnungen verstossenden Priestern keine Sacramente empfangen, damit diejenigen, auf welche die Liebe Gottes und das Pflichtgefühl keinen Einfluss haben, durch öffentliche Schande und des Volkes Gericht zur Besinnung gelangen mögen.“

Nur der letzte Satz war neu.

Ohne die ausserordentliche Energie, welche der Papst nunmehr entfaltete, — ohne, so zu sagen, seine Ubiquität durch seine Legaten, Briefe, Ermahnungen, Be-theuerungen, Drohungen, sofort vollzogene Amtsentsetzungen gegen ungehorsame Bischöfe, wären auch diese Verordnungen erfolglos verklungen.

Die grösstentheils durch päpstliche Legate sofort zu Stande gebrachte Verkündigung dieser Dekrete verur-

sachte in allen Diöcesen einen gewaltigen Ansturm von Protestationen und Verwünschungen seitens des niederen Clerus.

Im Concil zu Paris entrann der Abt Walther, welcher den Muth hatte, die Dekrete zu vertheidigen, mit Mühe dem Tode, und wurde ins Gefängniß geworfen.

Der Erzbischof von Rouen, welcher in Person die Dekrete von der Kanzel verkündigte, kam, mit Steinen angegriffen, mit knapper Noth mit dem Leben davon.

Die nach Deutschland entsandten Legaten mussten wegen Widerstandes der Bischöfe und Empörung des niederen Clerus unverrichteter Sache nach Rom zurückkehren.

Aber der Papst lässt nicht nach, er verdoppelt den Eifer, entsendet neue Legate, bedroht die Bischöfe mit Amtsentsetzung, -- setzt auch den Bischof von Bamberg ab, — entbindet die Diöcesanen des Gehorsams gegen den Bischof von Constanx, — erschüttert den Widerstand Siegfrieds, Bischofs von Mainz und Annons, Erzbischofs von Köln.

Der Erstere, von der Geistlichkeit mit dem Tode bedroht, schwankt, aber die päpstlichen Legate erringen doch den Sieg.

Der Bischof Altmann von Passau verkündigt von der Kanzel die Dekrete, die Geistlichkeit stürzt sich auf ihn, um ihn in Stücke zu zerreißen, — der Bischof verdankt seine Rettung dem Schutze der anwesenden weltlichen Herren.

Der Papst ist ohne Unterlass bestrebt, durch Legate und Briefe die souverainen Fürsten für seine Sache zu gewinnen.

Trotz dieser riesenhaften Thätigkeit war es dem Papste nicht vergönnt, ein jähes Verschwinden des Uebels zu schauen.

Es ist ihm nur gelungen, die Macht des Uebels dadurch zu brechen, dass er in der Geistlichkeit das Bewusstsein des Würdigeren wachrief, und die bis dahin hauptsächlich durch das Mönchthum vertretene öffentliche Meinung betreffs des Coelibats der Geistlichkeit in eine allgemeine, in den weiten Schichten des Volkes verbreitete umschuf.

Faktisch existirte sporadisch die Ehe der Geistlichkeit noch bis Mitte des 13^{ten} Jahrhunderts.

Erneuert doch das 4^{te} Lateranensische Concil unter Innocenz dem IV. in seinem 30^{ten} Canon Alexanders des III. († 1181) Verordnung, „die Bischöfe sollen darauf Acht geben, dass Söhne der Geistlichen die Stellen ihrer Väter nicht erben.“

Fast hundert Jahre nach Gregor VII war Papst Hadrian IV selbst noch der Sohn eines armen Geistlichen von Albans in England.

* * *

III.

Dem Verkündiger des Kreuzes Christi steht Selbstverleugnung und Askese besser an, als die in der Ehe gesuchte Selbstbefriedigung irdischer Natur.

Dieser Satz dürfte kaum auf Widerspruch stossen. Dem zu Folge wäre für die christliche Geistlichkeit das Coelibat als Keuschheit dem ehelichen Leben vorzuziehen.

Wenn wir aber verpflichtet sind, dem ethisch Besseren stets nachzustreben, so darf hiebei andererseits die Frage nicht übergangen werden, ob dieses Bessere — angesichts des weniger Guten — überhaupt erreichbar und zwar so erreichbar sei, dass die von dem errungenen Besseren im Gefolge geführten negativen Resultate das Bessere oder vielmehr dessen Ziel und Folgen nicht überwiegen.

Man muss den Muth haben, die Wahrheit zu sagen hier, wo es sich um hohe Interessen der Kirche und der christlichen Menschheit handelt.

Klagen über Unenthaltbarkeit der geistlichen Coelibatäre und Aeusserungen, dass es viel besser wäre, wenn die Geistlichen heirathen könnten, sind in allen Ländern und leider nicht sporadisch zu hören.

Aber noch allgemeiner sind Verdächtigungen und üble Nachreden selbst denen gegenüber, die keinen Anlass dazu geben.

Es ist empörend zu sehen, wie selbst erprobte Asketen dem böswilligen Gerede nicht entgehen.

Der Geschlechtsbetrieb ist allgemein und allgewaltig, — Gross und Klein, Jung und Alt, Reich und Arm, Capacität und Einfalt, Schwert und Webestuhl, Alles was da lebt und webt, bringt eifrig sein Opfer diesem Götzen der Natur dar, —

man richtet andere nach sich selber, Veranlassung in Fülle geben obendrein noch dazu die Schwachen unter den Berufenen, und so geschieht es, dass leider selbst die grössten Sieger, die Bändiger der gewaltigsten inneren Macht, um ihre Anerkennung, die Kirche um ihre Glorie, um ihr Ideal zu kommen scheinen.

Um so mehr sind für das Auge der Nichtkatholiken jene Bahnen, auf welchen das Ideal der Keuschheit wandelt, verschlossen.

Der Protestant sieht in jeder Wirthin des katholischen Geistlichen die upupa des heiligen Petrus Domiani, und jeder weniger ernste Nichtkatholik bringt aus Rom ein ganzes Magazin von schlüpferigen Anecdoten über den Papst, wenngleich derselbe über 80 Jahre alt sein sollte, und über Kardinäle nach Hause.

Um des Kreuzes Christi willen, um der grossartigen Idee willen, den Menschen im schwierigsten und edelsten Kampf Triumphe feiern zu sehen, müsste man sich über das Geschnatter der gebrechlichen menschlichen Natur hinwegsetzen, wenn die Durchführung des Coelibats der Idee der Kirche vollständig entspräche.

Leider harret das Werk Gregor des VII. nach seiner idealen Richtung noch immer seiner Vollendung.

Peter ab Alliaco schreibt an Papst Johann XXIII (1410), dass die Sittenverderbniss im Clerus grösser als in der Synagoge sei; —

Wie auf dem Costnitzer Concil Kaiser Sigismund, ebenso war Kaiser Ferdinand auf dem Concil von Trient nach Kräften bestrebt, der Aufhebung des Coelibats das Wort zu reden.

Mit dem Kaiser Ferdinand vereinigten sich zu demselben Zwecke mit Ausnahme von Spanien alle Fürsten Europas, und als Grund ihrer Bestrebungen stellten sie eben die Klagen über die Unenthaltbarkeit der Geistlichen auf.

In demselben Geiste gingen in unserem Jahrhundert mehrere Landesvertretungen vor, so der Landtag von Brasilien 1827 und diejenigen von Baden, Württemberg und Hessen 1830.

Die katholische Geistlichkeit von Schlesien, Württemberg und Baden gab durch Petitionen um Aufhebung des Coelibats dazu den Anlass.

Es ist nicht zu leugnen, dass auf diesem Gebiete Stoff zu ernster Discussion reichlich vorliegt.

Das Coelibat basirt auf keinem Dogma und könnte sonach nach Bedürfniss modificirt werden.

Es beruht auf keinem Gebot Christi. Die Worte Christi sind: „Wer es fassen kann, der fasse es.“

Es ist Thatsache, dass das Christenthum der ersten vier Jahrhunderte, wie wohl es allerdings die Keuschheit dem ehelichen Leben vorzog, ein Coelibatsgesetz nicht kannte, und dass die ersten diesbezüglichen Verordnungen erst vom Papst Siricius 385 datiren.

Der heilige Apostel Paulus sagt: 1. Tim. III, 2 „es soll aber ein Bischof unsträflich sein, Eines Weibes Mann“ — und Tit. I. 5, 6, 7, „dass du sollest besetzen die Städte mit Aeltesten . . . wo Einer ist untadelhaft, Eines Weibes Mann, . . . denn der Bischof soll untadellich sein.“

In der griechischen Kirche, welche bis zur Trennung unter dem Patriarchen Photius 867 mit der römischen die Eine christliche Kirche bildete, bestand und besteht laut Verordnung des Trullanischen Concils von 692 die Coelibatsverpflichtung nicht für den niederen Clerus, sondern nur für die Bischöfe und Mönche.

Die Priester der griechischen, mit Rom versöhnten, sogenannten griechisch-unirten Kirche, welche circa 2.000.000 Seelen stark, sporadisch in Ostgalizien (österreichisch), Ungarn, Siebenbürgen und Italien auftritt, leben in der Ehe.

Wenn die römische Kirche für die Griechen auf diesem Gebiete tolerant ist, warum hält sie in ihrer eigenen Verfassung unerschütterlich an der Ehelosigkeit des Clerus fest?

Man wäre fast geneigt, denen Recht zu geben, die hierin weltbeherrschende Absichten zu sehen meinen.

Es fiel aber sehr schwer, dem römischen Bischofe Siricius (385) derartige Absichten zuzumuthen, da er in politischer Bedeutung durchaus ein Unterthan des byzantinischen Kaisers war, und um den hierarchischen Vorrang vor dem Patriarchen von Constantinopel zu kämpfen hatte.

Diesem Papste, der die Ehe „*obscoenarum cupiditalum sedes*“ nannte, könnte man vielmehr Ingenuität als staatsmännische Verschlagenheit zumuthen.

Ueber Gregor des VII. Ideen ist das Nöthige gesagt worden.

Das Richtige ist, dass die römischen Bischöfe, — welche schon wegen des allgemein anerkannten Vorrangs Roms als weltbeherrschender Stadt, natürlich nach dem Primat in der Christenheit streben mussten, — viel eifriger als die Patriarchen von Byzanz um das Wohl der Kirche bemüht waren, den Geist des Evangeliums besser erfassten, und das Reich Gottes auf Erden idealer auffassten.

Wenn die griechische Kirche die Keuschheit der Bischöfe und Mönche für nothwendig erachtet, so wäre sie im Widerspruche mit sich selber, falls sie die Ehe der Priester aus anderen als negativen und oekonomischen Gründen zuliesse.

Die Heiligkeit des Priesterthums ist im Bischof und dem Priester wesentlich gleich, und folgerecht wären sie zur Keuschheit beide gleich verpflichtet.

Die griechische Kirche, welche ebenso wie die lateinische in der Enthaltbarkeit einen höheren Grad der Vollkommenheit erkennt, lässt sich auf Transactionen ein, aus Furcht, sie würde bei Beibehaltung des Coelibats die nöthige Zahl von Seelsorgern nicht erreichen.

Die römische Kirche ist dagegen hierin intransigent, und sagt gewissermassen mit dem Jesuitengeneral Ricci, dem man eine Reform des Ordens vorschlug: „sint ut sunt aut non sint,“ oder mit anderen Worten sie sagt:

da die Kirche Christi göttlichen Ursprunges ist, deshalb wird auch Gott für die nöthige Zahl von Arbeitern in seinem Weinberge Sorge tragen, — und von demjenigen, welcher sich zum Priesterstande berufen fühlt, und den lebendigen Glauben hat, ist auch zu erwarten, dass er den Anfechtungen des Fleisches mit Muth Widerstand entgegen setzen und den Kampf mit Gottes Hülfe siegreich zu Ende führen wird.

Thatsache ist es, dass die Kirche bisher über keinen Mangel an Geistlichen zu klagen hatte, —

aber leider lässt die Qualität der Arbeiter nach Orten und Zeiten mehr oder weniger zu wünschen übrig.

Die Hauptfrage ist nun die: Wen trifft die Schuld davon?

Der Beantwortung dieser Frage muss die Bemerkung des Tacitus vorausgeschickt werden „vitia erunt donec homines“, so lange es Menschen geben wird, sind Vergehen unausbleiblich (um so mehr aber auf dem Glatteis des Geschlechtstriebes).

Soll aber die löbliche Absicht nicht ins Verkehrte umschlagen, so darf das Vergehen keine Regel, sondern nur Ausnahme sein.

Wie lautet nun aber die von den gewiegtesten, der Kirche treu ergebenen Theologen abgefasste Eingabe Kaiser Ferdinands an das Tridentiner Concil?

„Die Erfahrung ist ein hinlänglicher Beweis, dass
 „das Coelibat der Intention der Kirche ganz und
 „gar zuwiderlaufende Folgen nach sich zieht. Denn
 „selbst im katholischen Theil von Deutschland
 „gehört die strenge Beobachtung der Coelibatsver-
 „pflichtung zu den Ausnahmen“ (Pallavicini Hist.
 „Conc. Trid. Pars II Lib. XIV Nr. 17—18 p. 206).

Man würde keinen Menschen überzeugen, wenn man nach Massgabe heutiger Zustände auf hundert Gesunde nur fünf Kranke entfallen liesse,

im Gegentheil, man fände allgemeine Zustimmung mit Aufstellung des Satzes, auf diesem Gebiete bei nicht veränderten äusseren Verhältnissen bleibe der Mensch im Durchschnitt sich stets gleich.

Um nun der Schuld des Uebels eingehend nachzuforschen, so wäre in erster Linie Klage zu führen gegen die Unzuverlässigkeit der menschlichen Gesinnungen, die Unbeständigkeit der menschlichen Ueberzeugungen, gegen die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur überhaupt.

Der lebendige Glaubeschlägt in Zweifel, Indifferentismus, und vollendeten Unglauben, und damit der Eifer zur Selbstüberwindung in Gier nach Selbstbefriedigung um.

Allerdings ist die Kirche geflissentlich bestrebt, dem jungen Leviten mit Zuhilfenahme aller civilisatorischen Mittel eine auf der Höhe der Zeit stehende, den Geist veredelnde, den Character erhärtende Bildung zu geben, sie ist bemüht, ihm den ganzen Ernst des Berufes begreiflich zu machen, — das Wesen des Jünglings dem gottgeweihten, schwierigen Stande anzupassen.

Die Aspiranten werden oft in tieferschütternden geistigen Uebungen und Meditationen ermahnt, dass sie einen Beruf „angelicis humeris tremendum“ (der selbst

einen Engel vor Ehrfurcht erzittern machen würde) gewählt haben, —

sie werden wiederholt an die Worte des heiligen Bernhard erinnert, dass es besser sei, als Laie und in der Ehe auf der niedrigsten Stufe eines Gläubigen die Seele zu retten, als selbige im Priesterthume von der Höhe des leichtsinnig erwählten, schwierigsten Berufs der Vollkommenheit ins Verderben zu stürzen, —

jedem Einzelnen ruft der Bischof noch unmittelbar vor der Weihe die Worte zu, dass es noch Zeit sei, zurückzutreten, wenn er den göttlichen Beruf in sich nicht fühle.

Es ist klar, dass bei einer derartigen Mühewaltung von seiten der Kirche um den geistlichen Zögling man mit Nichten der einzigen Hinfälligkeit der menschlichen Natur die ganze Schuld davon aufbürden darf, dass viele berufen, und nur wenige auserwählt sind.

Den Hauptgrund der verkehrten Wendung der Dinge giebt die besagte Petition Kaiser Ferdinands an:

„Die Keuschheit der Priester ist zwar ersehnt
 „und vortrefflich, aber diese Gabe ist selten, und
 „die Beobachtung des Gesetzes so schwer, dass
 „nur wenige ihr gewachsen sind.

„*Je reicher die Geistlichen mit irdischen Gütern
 „dotirt sind, desto grössere Schwierigkeiten bietet die
 „Aufgabe, die Keuschheit zu bewahren, da reichliches
 „und üppiges Essen und Trinken der Keuschheit in
 „derselben Masse gefährlich sind, wie der Reich-
 „thum der Demuth, die Zerstreuung dem Gebet . . .“*

Und in der That ist strengste Enthaltbarkeit in den Nahrungsmitteln und Getränken zur Bewahrung der Keuschheit fast ebenso nothwendig, wie die Luft zum Athmen, und ist somit die Armuth als freiwillige Entsagung den Reichthümern ein corollarisches Attribut der Keuschheit.

Der wild anstürzenden Fluthwelle der fleischlichen Begierde ist bei reichlicher, ja luxuriöser Körperpflege der Mensch wohl nur höchst ausnahmsweise willens und im Stande, siegreichen Widerstand entgegen zu setzen.

Strengste Nüchternheit der Lebensweise ist hier das einzige wirksame Mittel, welches die Leidenschaft zwar nie im Keime erstickt, aber abschwächt und bei weitem weniger gefährlich macht.

Deshalb sind alle Heiligen, welche die Keuschheit gepflegt, in ihren Nahrungsmitteln höchst enthaltsam gewesen.

Nur der Asket, welcher durch Fasten und Casteiungen des Fleisches Lust bekämpft, vermag in uns den Glauben zu erwecken, dass bei ihm das Coelibat mit der Keuschheit identisch ist.

Wo dieser Glaube fehlt, wird das Coelibat zum Gegenstande von Spott und Witzelei, oft zum Zerrbild.

Die thatsächliche Dotirung des Priesterstandes, seine Lebensweise, die socialen und häuslichen Bedingungen, in welchen er lebt, verbunden mit dem jugendlichen Alter von etwa 19 Jahren, in welchem der geistliche Zögling ins Seminar Einlass findet, bieten dem zwar vortrefflichen aber noch wogenden, zum Gleichgewicht noch nicht gelangten, veränderungsfähigen Elemente zu viel Stoff und Gelegenheit umzuschlagen, als dass alle von der Kirche gewissenhaft in den Erziehungsanstalten entfaltete Mühe nur Erfolge zu verzeichnen hätte.

Nach thatsächlicher Lage der Dinge und allgemeiner laufender Auffassung ist die Jugend zu sehr gewöhnt, im Priesterstande in erster Linie eine sociale Stellung, eine Existenz zu suchen. Es giebt Fälle, wo dem Sohne und Bruder der Priesterstand als Familien-Versorgungsquelle aufgedrängt wird. Perverse Ideen, welche den Ruin so mancher herrlicher Anlagen, ein verfehltes Leben mit dessen traurigen Folgen nach sich ziehen.

In den Seminaren ist man zwar gewissenhaft bemüht, dem Jüngling den wahren Begriff jenes über alle Einbildungskraft für den Nichtberufenen schwierigen Standes beizubringen,

aber einerseits ist die Jugend um das 20^{ste} Lebensjahr höchst selten reif genug, um Lehren und Warnungen, die für des Lebens Glück oder Unglück entscheidend sind, mit Erfolg zu begreifen,

sie ist zu wenig reflexionsfähig und setzt sich mit ein paar wuchtigen Flügelschlägen der Fantasie und Unbesonnenheit leicht hinweg über etwaige hie und da auftauchende Zweifel und Bangigkeiten, —

und andererseits schöpft sie leider aus dem freien, weltlichen, keineswegs unter der Last des Kreuzes gebeugten Leben der grossen Mehrheit der Diöcesangeistlichkeit Trost und seelenverführende Lehre, „dass es nicht so heiss gegessen wird, wie es gekocht wird.“

Was hier vor allen Dingen Noth thut, ist Abschaffung dieser Vertröstungsmittel.

In der gedachten Eingabe Kaiser Ferdinands heisst es nun weiter:

„Wenn es aber *unmöglich* ist, den Clerus in die *Bedingungen der apostolischen Armuth zu versetzen*, — „wenn die Seelsorge um das gläubige Volk gesunde „und junge Arbeitskräfte erheischt, wäre es da „nicht besser, ihnen Ehefrauen zu gewähren, anstatt „sie der Gefahr des unsittlichen Lebens auszu- „setzen?“

„Auf die Aufhebung des Coelibats ist es ge- „stattet um so stärker zu dringen, je sicherer es ist, „dass sowohl Ehelosigkeit wie Ehe der Geistlichen „nicht auf göttlicher, sondern kirchlicher Verordnung „beruht.“

Bei voller Anerkennung der logischen, überzeugenden Entwicklung aller sonstigen Gedanken der Eingabe,

kann man jedoch den Satz von der vermeintlichen Unmöglichkeit, „den Clerus in die apostolische Armuth zu versetzen,“ nicht als ultima ratio gelten lassen.

Weil die Kirche trotz abnormal sich vollziehenden Coelibats dasselbe nicht abgeschafft hat, —

weil sie ihrer *göttlichen Mission* gemäss nicht dulden kann, dass Coelibat mit Keuschheit nicht identisch sei, und weil zur Erreichung dieses Zieles es kein anderes, praktisch bewährtes, wenn auch nur annähernd adaequates Mittel giebt,

deshalb kann auf diesem Gebiete gerade nur evangelische Armuth und strenge Askese als zweckdienlich, als unumgänglich anzuwendendes Mittel erscheinen.

Der Beweis der Unanwendbarkeit der Askese auf dem Boden freiwilliger Armuth für die Diener Christi wird angesichts des lebendigen Glaubens an die Erlösung durch Christum, — angesichts des im Christenthum aller Jahrhunderte sich entwickelnden Mönchswesens, — angesichts der nicht nur in der Kirche besonders in gewissen Epochen, sondern sogar in anderen Religionen des Alterthums und der Neuzeit entfalteten Macht der Askese nie erbracht werden können.

Wir lesen bei St. Hieronymus adv. Jovin.:

„Der Stoiker Chaeremon erzählt, dass die Priester „des alten Aegyptens, nachdem sie der Welt ganz „und gar entsagt, sich stets im Tempel aufhielten, „der Erforschung der Natur der Dinge und des Wesens „und des Umlaufs der Gestirne ihr Leben widmend, „— sich nie in geschlechtlichen Umgang mit Frauen „einliessen, — strenge Enthaltsamkeit von Fleisch „und Wein beobachteten, einerseits aus Furcht, „wegen der sehr geringen Kost, die sie zu sich „nahmen, ihre Gesundheit zu erschüttern und die „Sinne zu betäuben, andererseits und vorzugsweise „aber wegen der Anfechtungen des Fleisches, welche

„aus Fleischspeisen und Wein hauptsächlich entstehen.“

Im heutigen China sind die Priester Buddha's und die Lehrer der Taossesekte zur Ehelosigkeit und Armuth verpflichtet, und Zuwiderhandelnde werden des Priestertums entsetzt und mit 80 Stockschlägen bestraft.

Selbst der Muhamedanismus hat sein Derwischthum mit dem Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams.

In der Kirche Christi gingen Legionen von Märtyrern frohen Muthes in den schrecklichen Martertod, — noch heutzutage gehen tausende von Missionären nach Afrika, Asien, Oceanien, beseelt vom Geiste des heiligen Apostels Paulus (I. Cor. IV, 11 ff.):

„bis auf diese Stunde leiden wir Hunger und
„Durst, und sind nackend und werden geschlagen
„und haben keine gewisse Stätte; — wir arbeiten
„und wirken mit unseren eigenen Händen; man
„schilt uns, so segnen wir — man verfolgt uns, so
„dulden wir es — man lästert uns, so flehen
„wir.“ —

Die Regel der Kamaldulenser ist streng über alle Maassen: Wasser und Brod ist ihre gewöhnliche Nahrung, der Genuss von Fleisch ist ganz untersagt, und nur zweimal in der Woche erhalten sie etwas Gemüse. Während der grossen Fasten beobachten sie ein vierzig-tägiges Schweigen, einzig durch den Gruss „memento mori“ (gedenke an den Tod) unterbrochen; sie führen ein beschauliches, aller Einwirkung nach Aussen fremdes Einsiedlerleben, und trotzdem zählten im 17. und 18. Jahrhundert sämmtliche Congregationen der Kamaldulenser 2000 Religiösen unter fünf Generälen.

Bekannt ist die grossartige, in alle Falten des Herzens und des Gewissens eindringende, jede Aeusserung des geistigen Lebens, jede Bewegung des Körpers beherrschende

und regelnde Selbstüberwindungssucht des Jesuitenordens, und trotzdem zählte der Orden bei dessen Aufhebung 1773 durch Papst Clemens XIV nicht weniger als 22 589 Mitglieder.

Nun erscheint aber die Aufgabe aller Orden in der Oekonomie der Kirche erst im zweiten Plane angesichts der dem gläubigen Volke schuldigen und nothwendigen Seelsorge.

Der Beruf eines guten Hirten, „welcher sein Leben lässt für seine Schafe“, (Evang. Joh. 10, 12) hat für edle Seelen grossen, hinreissenden Zauber, und somit wird es der Kirche nie an Kräften mangeln, um die im Geiste des Evangeliums und des Kreuzes geschöpften Ideen makellos und ohne Aergerniss durchzuführen.

Um darüber jeden Zweifel verschwinden zu lassen, ist nur an die höchst asketische Lebensweise jener vom Stoiker Chäremon erwähnten aegyptischen Priester des Osiris (Zeugungskraft des Nil) und der Isis (Reproductionskraft der Erde) zu erinnern.

Dies scheint nun die Nothwendigkeit zu sein:

Strenge Askese, Gelübde der Keuschheit und Armuth als Gesetz für den Priesterstand, um jeder zweideutigen Interpretation, allen Verdächtigungen ein Ende zu bereiten, und die erhabene Idee der Kirche endgiltig triumphiren zu machen.

Die Gegner des Coelibats sind der Meinung, das Concil von Trient hätte nur aus Furcht des Anscheins, der Lehre Luthers nachzugeben, das Coelibatsgesetz unentwegt aufrecht erhalten.

Und in der That war die auf diesem Gebiete zu naturalistische Lehre Luthers nicht dazu angethan, im Concil von Trient der Ehe der Geistlichkeit das Wort zu reden.

„Gott schafft Mann und Weib, dass sie müssen
„zusammen, dass sie sich müssen mehren, — und

„wo man dies will wehren, da ist dennoch ungewehrt,
 „und geht durch Hu . . ., Ehebruch und stumme
 „Sünden seinen Weg . . .“

Diese Lehre stürzt die bei weitem grösste Zahl der Heiligen der katholischen Kirche vor und nach Luther von der Höhe ihrer Glorie in den Sündenpfuhl und die Heuchelei herab.

Eine Ergänzung dieser seiner Lehre giebt Luther in folgender Erklärung:

„Die Papisten plumpen hinein und machen eitel
 „Werkheilige im Himmel, und unter so vielen
 „Legenden von Heiligen ist nicht Eine, die doch
 „einmal einen Heiligen beschrieb, der nach der
 „christlichen Heiligkeit oder nach des Glaubens
 „Heiligkeit heilig gewesen wäre; all ihre Heiligkeit
 „ist, dass sie viel gebetet, gefastet, casteiet, gearbeitet,
 „hart gelegen und gekleidet gewesen sind, welche
 „Heiligkeit schier allzumal auch ein Hund und
 „Sau täglich üben kann“. (Vorrede auf Alexii
 „Crossners Predigten, bei Döllinger, die Reformation
 „Band III, p. 305.)

Selbstverständlich machten die Väter des Concils von Trient sich ein Gewissen, solchen Lehren auch nicht um eines Haares Breite nachzugeben.

Der Umstand jedoch, dass anderthalb Jahrhundert vorher schon die Bestrebungen Kaiser Sigismunds im Costnitzer Concil um Aufhebung des Coelibats erfolglos verklungen sind, und dass Rom in der Neuzeit sich ebensowenig geneigt gezeigt hat, dem Drängen von Regierung und Volksvertretung auf diesem Gebiete Folge zu leisten, zeigt zur Genüge, dass die Kirche auf dem vom Papst Siricius eingeschlagenen Wege fortzuschreiten fest entschlossen ist.

Es ist auch klar, dass unsere Zeit zur Aufhebung des Coelibats die am wenigsten geeignete ist, ja im Gegen-

theil dessen abschliessende Vervollkommnung gebieterisch erfordert.

In den verflossenen Jahrhunderten erhielt sich der Glaube in den Völkern kraft der universell und aprioristisch anerkannten Auctorität der Kirche und Kirchen;

die sehr selten aufkommende individuelle Kritik des Zweifels brachte dem allgemeinen Glauben wenig Gefahr.

Heute haben sich die Verhältnisse von Grund aus verändert.

Die Kirche muss ihr Terrain Schritt für Schritt erobern und den Besitz gegen allerhand Feinde vertheidigen; sie bedarf einer begeisterten und erprobten Kriegerschaar.

Die Allgemeinheit und Freiheit der Presse ruft Kritik und Zweifel in Hunderttausenden von Köpfen hervor.

Umsturzideen bemächtigen sich der Massen.

Je geringer die geistige Durchbildung, desto wuchtiger der Ansturm gegen das vermeintlich Unwahre.

Culturmittel werden als *Knechtungsmittel* von denjenigen gebrandmarkt, welche der Lösung des grossen *Räthsels* der Welt und der Menschheit keine hinreichende geistige Arbeit zu widmen im Stande sind.

Man ist weniger geneigt und im Stande, die Dogmen zu ergründen, als mit dem Rufe: „*medice cura te ipsum*“ (Arzt, heile dich selber) Zweifel an die *Göttlichkeit der Offenbarung*, ja Verleugnung des Glaubens zu verbinden.

Nicht der Dogmatismus sondern die mystische Macht der Liebe des gekreuzigten *Erlösers* und die Verkündigung des Evangeliums durch begeisterte Eiferer, wie der Völkerapostel Paulus, haben dem Christenthum den Sieg verschafft.

Hartmann spricht von „Selbstzersetzung des Christenthums und von einer Religion der Zukunft.“

Hat der Philosoph nicht den anderthalbtausend Jahre älteren Stamm des Mosaismus, ja selbst des Brahmanismus ausser Acht gelassen?

Selbst der Nichtglaube kann der christlichen Kirche unter Führung der katholischen Hierarchie die Lebensfähigkeit noch auf viele Jahrhunderte nicht aberkennen, wenn diese Hierarchie durch das Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams veredelt, vergeistigt — jenen 300 auserkorenen Kriegern Gedeons gleich — gegen Madian, d. h. gegen den Unglauben losstürmt, und den Fluss Harad, d. h. das Leben im Sturmschritt durchwatend, aus dem Bache trinkt, ohne auch nur einen Augenblick stehen zu bleiben, um den brennenden Durst zu stillen.

Was die Menschen mit hinreißt, ist das Beispiel voller Begeisterung.

Der Riese Antäos, Poseidons und der Gää (Erde) Sohn, — sagt die griechische Mythologie — tödtete alle Fremdlinge, die er mit sich zu ringen nöthigte;

keiner konnte ihm widerstehen, denn er empfing, so lange er die Erde berührte, von dieser, seiner Mutter, immer wieder frische Kraft; aus den Schädeln der Besiegten baute er seinem Vater Poseidon eine Kapelle.

Endlich wurde er von Herakles getödtet, welcher ihn in die Höhe hob und erdrosselte.

In der Kirche als der *sichtbaren Erscheinung der überirdischen Ordnung Gottes* findet das gerade Gegentheil statt;

was der Kirche den Sieg über die Feinde sichert, ist eine heilige Schaar begeisterter Asketen, Agathodaemonen, welche von allen irdischen Fesseln frei sind, aller physischen Lust und Noth spotten.

So könnte nun das Coelibatsgesetz nur in dem Falle aufgehoben werden, wenn die strenge Askese im Priestertum sich als unausführbar erwiesen haben würde.

Dadurch schiene Hartmann freilich Recht zu bekommen.

Aber diese letztere Eventualität versetzt ins Bereich philosophisch poetischer Träume der Glaube mit Hinweis auf die Worte Christi: „Die Pforten der Hölle werden gegen sie (die Kirche) Nichts vermögen.“

Nie wird aber das Coelibat durch eine vom niederen Clerus ausgehende Bewegung abgeschafft werden.

Dürfte es je dazu kommen, dass die bei weitem grösste, also einzig massgebende Mehrzahl der katholischen Geistlichkeit die *überirdische Mission der Kirche* verleugnet und das jetzt unumgänglich nothwendige Mittel zum Zwecke verkennt?

Denjenigen aber, die um Aufhebung des Coelibats-gesetzes petitioniren würden, würde man die Worte entgegensetzen, welche im Reichstage zu Augsburg die Katholiken den Protestanten entgegnhielten:

„Es ist eine eitle und böswillige Ausrede, wenn
„die Geistlichen vorschützen, die Gabe der Keusch-
„heit nicht zu besitzen.

„Mit Recht ist hier vielmehr anzunehmen, dass
„sie sich nicht einmal die Mühe geben wollen, jene
„Gabe zu erstreben, indem sie vorziehen, in Frass,
„Sauf und Tanz die Welt vielmehr zu geniessen,
„als sich Gewalt anzuthun, das Fleisch zu casteien
„und sich den Wissenschaften hinzugeben“.

Und in der That, die unzufriedenen Geistlichen dürften kaum auch bei der pars sanior des gläubigen Volkes Anklang finden, denn der Satz scheint unerschütterlich fest zu stehen, dass der lebendige Glaube an den gekreuzigten Erlöser und ein kampfloses Nachgeben den Gelüsten des Fleisches beim Verkündiger des Kreuzes zwei nie zu versöhnende Erscheinungen sind.

Wer nämlich glaubt und kämpft, der wird auch den Sieg davontragen, „recte petentibus Deus gratiam non denegabit“ (den richtig darum Bittenden wird Gott seine Gnade nicht versagen), sagt das Concil von Trient;

Wer aber den Kampf verachtet, hat auch den Glauben nicht, und der Ungläubige hat kein Recht, Gesetze in der Kirche Christi modificiren zu wollen.

Wer aber den Glauben unwiderruflich verloren hat, dem bleibt nichts Anderes übrig, als dem stoischen Satz Folge zu leisten: „patet janua exi“ (die Thür steht offen, du kannst davon gehen); die Thür steht ihm offen.

Die Freiheit des Gewissens ist zwar hierin durch die Kirche gefesselt, ist aber dem Nichtglaubenden die Kirche eine Gewissens-Auctorität?

Die persönliche Freiheit dagegen, die Freiheit der äusseren Selbstbestimmung ist nach Lage der Gesetzgebung aller Länder thatsächlich sichergestellt.

Die Humanität aber, welche heutzutage Regierung und Volk beseelt, giebt die Gewähr, dass der Mann, welcher den Muth gehabt hat, die Rolle eines Heuchlers, eines Geschwürs an fremdem Organismus selbst mit Verlust seines durch langjährige Arbeit erworbenen Standesanrechts von sich zu weisen, eine seinen Kenntnissen und seiner Arbeitskraft entsprechende Stellung finden wird.

Somit trifft nun mit Nichten die Kirche der sonst schwere, von profanem Standpunkte gemachte Vorwurf, durch das Coelibatsgesetz die freie Selbstbestimmung so mancher Priester unwiderruflich zu vernichten, und sich all des moralischen Uebels schuldig zu machen, welches als Folge jener „Knechtschaft“ zu bezeichnen sei.

Inhalts-Verzeichniss.

I. Verkündigung des Kreuzes und sexuelle Lust.

Die Weisheit Gersons und der geschlechtliche Trieb, — Beruf und Pflichten des Verkündigers des Kreuzes, — die diesbezügliche Ansicht der Reformatoren des 16. Jahrhunderts, — Keuschheit als Quell vieler Tugenden, — Luthers Lehre vom Geschlechtstrieb, — Keuschheit in den Religionen des Alterthums und im Muhamedanismus, — Nothwendigkeit der Keuschheit als Tugend in der christlichen Kirche, — Nothwendigkeit des Glaubens und der von diesem geforderten Entsagung für die Diener der Religion, — Glaube und Nichtglaube als Opposition, aber nicht als gegenseitige Widerlegung, — zur Glaubensdiagnose Vergleich zwischen Calvin und Gregor VII, — katholische Priester als Coelibatäre und Luthers beweihte Prediger von 3 bis 25

II. Geschichte des Coelibats.

Selbstverleugnung nach dem Geiste des Evangeliums, — Geschichte des Coelibatsgesetzes bis auf Gregor VII, — Sittenverwilderung zu Folge der Völkerwanderung, und Sittenverderbniss der Geistlichkeit im 10. Jahrhundert zu Folge dauernder, unwürdiger Besetzung des apostolischen Stuhles, — Simonie und ihre verderblichen Folgen, — ersehnt ist der Erretter aus der allgemeinen Sittencalamität, — Character und Absichten Gregors VII, — die Ehe der damaligen Geistlichkeit, — der Idealismus der Kirche als Reich Gottes auf Erden, — das Ideale und die den Egoismus ertödtende Selbstentsagung in der Virginität, — die von Gregor entfaltete Thatkraft und die Früchte seines Wirkens von 26 bis 43

III. Das Coelibat muss mit der Keuschheit identisch sein.

Seite

Das ethisch Bessere aufgewogen durch die negativen Folgen, — Klagen und Verdächtigungen gegen die geistlichen Coelibatäre, — Motivirte Bestrebungen zu Gunsten der Aufhebung des Coelibatsgesetzes, — Inspiration der römischen und Transigenz der griechischen Kirche, — warum das Coelibat mit der Keuschheit sich nicht deckt, — Mühewaltung der Kirche zwecks Erziehung der jungen Leviten, — das weltliche, genussreiche Leben der Geistlichkeit als Feind der Keuschheit, — Nothwendigkeit und Möglichkeit der evangelischen Armuth als Corollar der Keuschheit, — Enthaltbarkeit der aegyptischen Priester der Isis und des Osiris, — Leistungsfähigkeit der Kirche auf dem Gebiete der strengsten Selbstverleugnung, — fester Entschluss der Kirche, zumal angesichts der dringenden Anforderung unserer Zeit, es bei dem Coelibatsgesetze bewenden zu lassen, — eine vergeistigte, von irdischen Fesseln freie Hierarchie sichert der Kirche den Sieg, — aussichtslose event. Bestrebungen der kleinen Minorität der Geistlichkeit um Aufhebung des Coelibats, — staatsgesetzliche Freiheit des Individuums, wenn es unzufrieden, das kirchliche Gebiet zu verlassen und Möglichkeit einer unabhängigen Existenz von 44 bis 60



